

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugpreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Bankkonto: Post für Arbeiter, Angestellten und Beamten. A. 6.
Verlin G. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Rüststraße 16
Fernsprecher G.-A. 623 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Eingetragen in die Reichspostzeitungsverzeichnisse
Schriftsätze ohne Freimarkschlag werden nicht zurückerstattet

Neue Lebensmittelzölle

Eine neue Welle von Lohnkämpfen die Folge

Kurz bevor der Reichstag in die Sommerferien ging, hatte er noch allerhand Gesetze von weittragender Bedeutung zu beschließen. Hierzu gehört die Verlängerung des Republiksschutzgesetzes, die durch die Wirtschaftspartei, das ist die Vertretung der Kräfte und Händler, unmöglich gemacht wurde, und dann vor allem die Änderungen der Lebensmittelzölle. Den Grundbesitzern ist schwerlich so weitgehend Rechnung getragen worden wie durch die letzten Bestimmungen des Reichstages. Die Führer des Großgrundbesitzes forderten nicht nur eine namhafte Erhöhung der Zölle auf Butter, Milch, Käse, Eier, Geflügel, Fleisch und Zucker, sondern auch auf Getreide. Dem hat der Reichstag bei sehr wichtigen Lebensmitteln stattgegeben. Versuchen wir das kurz an ein paar Beispielen zu zeigen.

Für Roggen, Hafer und Weizen wurden die Zwischenzölle aufgehoben und es trat dafür folgende Zollsätze in Kraft: Für Roggen und Hafer 6 M und für Weizen 6,50 M. Das genügt den Herren von Ur und Halm nicht, deshalb wurde beschlossen, den deutsch-schwedischen Handelsvertrag sofort zu kündigen, um beim Neuausschluss dieses Vertrages die autonomen Zölle (7 M für Roggen und Hafer, 7,50 M für Weizen) alsbald in Kraft treten zu lassen. Die Kündigung des deutsch-schwedischen Handelsvertrages wurde sofort ausgesprochen. Bis zum 15. Februar 1930 muß der Neuausschluss des Handelsvertrages erfolgt sein. Die fornerbauenden Großgrundbesitzer haben also ziemlich ihre Forderungen durchgesetzt. Aber von noch einschneidender Bedeutung ist die zu gleicher Zeit vorgenommene Erhöhung der Mehlzölle. Für Mehl ist jetzt ein Zwischenzoll in Höhe von 12,50 M in Kraft. Dieser Zwischenzoll wurde aufgehoben, dafür wurde ein Satz von 14,50 M festgesetzt. Die bürgerlichen Parteien forderten den autonomen Satz von 18,50 M. Nach längerem Bemühen gelang es der sozialdemokratischen Fraktion, die Zollerrhöhung auf 2 M zu beschränken. Dazu wurde noch ein Antrag auf Einführung des Beimahlungszwanges für inländische Weizen angenommen. Dieser Antrag sieht vor, daß jede deutsche Mühle, die ausländischen Weizen vermahlt, verpflichtet ist, eine mindestens 30% betragende Menge Inlandsweizen zu verarbeiten. Durch diesen Beimahlungszwang werden die Preise für Inlandsweizen auf die Höhe Weltmarktpreise + Zoll erhoben. Überdies wurden 3,75 Millionen Mark für die Förderung der Bewegung der Getreideernte geschaffen. Mit dieser Summe kann eine Zinsverbilligung bei der Getreidelombardierung herbeigeführt werden. Für das nächste Jahr soll diese Summe verdoppelt werden. Jeder Leser kann ungefähr ermessen, welche ungeheure Wirkung auf den Massenlohn von dieser Erhöhung der Mehlzölle ausgeht.

Für die Zölle für Vieh und Fleisch lagen Anträge vor. Bei Rindvieh und Schafen eine Verdopplung und bei Schweinefleisch eine Verdreifung der jetzt geltenden Zollsätze vorlag. Eingeführtes Fleisch sollte ähnlich belastet werden. Es kam hier nicht zu direkt wirkenden Beschlüssen, aber der Reichsernährungsminister gab die Erklärung ab, daß die höheren Zollsätze bei den demnächst einsetzenden Verhandlungen mit Schweden zur Richtschnur dienen würden. Ferner wurde ein Ausschufsantrag angenommen, der forderte, mit Danemark sofort in Verhandlungen einzutreten, um die Einfuhr von Rindvieh und Rindfleisch in den Monaten August bis November einzustellen. Die Beseitigung des zollfreien Gefrierfleisches konnte abgewehrt werden. Des ferneren wurde ein Antrag angenommen, der sofort einen Gesetzentwurf forderte, wonach das Einfuhrzollsystem auf weitere Erzeugnisse der bäuerlichen Landwirtschaft, auf Produkte der Vieh- und Milchwirtschaft, Geflügel, Eier, Gemüse, Obst usw. ausgedehnt werden soll. Man kann sich also noch auf allerhand gefaßt machen.

Sehr nachteilig für die Arbeiter wird sich die Erhöhung des Kartoffelzolls auswirken. Bisher betrug der Zoll für die Zeit vom 15. Februar bis zum 31. Juli 4 M und für den Rest des Jahres 1,50 M. Hinfort soll der hohe Zoll bis zum 31. August gelten und für den Rest des Jahres 2 M. Das ist für die Kartoffeln eine Erhöhung um 25 v. H. Da die Kartoffel im Arbeiterhaushalt eine ziemlich große Rolle spielt, kann man sich ungefähr vorstellen, wie sich diese Zollerrhöhung auswirken wird.

Die außergewöhnliche Erhöhung des Butterzolls wird für die Milchwirtschaft von besonderer Bedeutung sein. Bisher betrug der Butterzoll 27,50 M, hinfort soll er 50 M betragen. Am 10. Juli tritt diese Erhöhung bereits in Kraft. Gegenüber den Meißbegünstigungsländern soll diese Erhöhung wirksam werden, wenn der deutsch-schwedische Handelsvertrag entsprechend abgeändert ist. Man beschloß aber eine Art Erleichterungszoll in der Weise, daß von Januar 1931 an der Mindestzoll für Butter nicht unter 40 und ab 1. Januar 1932 nicht unter 30 M betragen soll. Der Rahmzoll betrug bisher 20 M, hinfort soll er zwei Drittel des Butterzolls, also ungefähr 33,30 M ausmachen. Um nun die Wollereierzugnisse anzugleichen, wurde eine Entschärfung angenommen, die die Regierung ersucht, die Zollsätze für Wollereierprodukte, für Käse, sterilisierte Milch usw. gemäß dem neuen Butterzoll zu regeln. Eine derartige Erhöhung des Butterzolls wird es mit sich bringen, daß hinfort die Butter auf dem Tisch der Arbeiterfamilien zu den Seltenheiten gehört.

Die Zuckerindustrie fordert eine Erhöhung des Zuckers. Zugelassen wurde ein Zuschlag für die Monate Januar bis September in Höhe von 15 v. H. monatlich. Der Zuckerpriest sollte sich damit um 1 bis 1,50 M erhöhen. Es bedarf keiner Prophetengabe, um die Wirkungen der Erhöhung der Lebensmittelzölle vorauszuweisen. Die Folge wird

eine allgemeine Verteuerung der Nahrung der Volksmasse sein. Da die Arbeiter ja jetzt schon nicht mehr recht wissen, wie sie sich mit ihrem Einkommen einigermassen menschlich nähren sollen, so werden sie zu trachten haben, die Preissteigerung durch Lohnerhöhung auszugleichen. Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat sich vor einigen Tagen mit der Zollerrhöhung einverstanden erklärt. Er gibt in einer Veröffentlichung der Meinung Ausdruck, die Gesundung der Landwirtschaft sei demnach wertvoll, daß alle Volksschichten Opfer dafür bringen müßten. Was das heißt, kann man sich denken. Es heißt, die unteren Schichten, die Arbeiterschaft hat noch mehr Opfer, aber ohne Lohnerhöhung zu bringen.

So sehr die Arbeiterschaft eine Gesundung der Landwirtschaft wünscht, so vermag sie doch nicht einzusehen, warum dies auch diesmal auf ihre Kosten geschehen soll. Ganz abgesehen davon, daß die Zölle wenig geeignet sind, das gesteckte Ziel zu erreichen. Es gibt dafür andere, wirksamere Mittel und Wege

als die Erhöhung der Preise, was ja nichts anderes bedeutet als die Verminderung der industriellen Käufer landwirtschaftlicher Erzeugnisse.

Wenn also der Reichsverband der Industriellen die Zollerrhöhung gutheißt, so wird er billigerweise auch nichts gegen eine Lohnerhöhung einzusetzen haben. Die Gewerkschaften werden der Industriellen die Rechnung für ihre Zollfreundlichkeit bald vorlegen. Und wenn, was wahrscheinlich zur Gewissheit wird, die Gewerkschaften mit Lohnforderungen kommen, werden die Industriellen daran erinnert werden, daß sie ja in hohem Maße mitschuldig sind, daß sich eine neue Welle von Lohnkämpfen über das Land ergiebt.

Die Herren von Schlot und Maschine sind dafür, daß den Herren von Ur und Halm abermals Millionen aus den Taschen der Verbrauchermasse zugehoben werden. So müssen die Herren von Schlot und Maschine auch mit herangezogen werden zur Tragung der neuen Preissteigerung. Daß das geschehen wird, darüber werden sie sich wohl nicht im Zweifel sein.

Die Tagung der Schwerindustriellen

Sie wünschen „Geist ehrlicher Arbeitsgemeinschaft“

Die letzte Woche hielt die Nordwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller zu Düsseldorf ihre Jahresversammlung. In dieser Gruppe sind unsere Schwerindustriellen beheimatet. Sie ist den Metallarbeitern durch jahrzehntelange und äußerst kräftig betätigten Beziehungen mehr als genügend bekannt. Dergestaltige Beziehungen wurden bekanntlich am Ende des vorigen Jahres im Ruhrgebiet vier Wochen lang „gepflegt“. Wie es dazu kam, ist noch in aller Gedächtnis. Es erübrigt sich daher, darzulegen, welche Gewächse in der Nordwestlichen Gruppe wuchern.

Die unsinnige Aussperrung vom letzten November warf, hegreiflich genug, auch in diese Versammlung der Nordwestgruppe ihre Schatten. Herr Poensgen, der die Rolle des Hauptredners versah, spielte mehrfach auf den großen Wassengang an. Die Erinnerung an ihn ließ den Schwerindustriellen Wortführer mit Worten, die wie Schmutzfliegen, der Arbeitsgemeinschaft vom Jahre 1918 abenden. Leider sei diese Gemeinschaft, so sagte er, von radikalen gewerkschaftlichen Elementen mißgünstig betrachtet und zerstört worden. Seitdem sei in Nordwest das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern auf das „Niveau einer Tarifgemeinschaft“ heruntergekommen und alle Tarifverträge hätten nur durch Schiedssprüche und Verbindlichkeit zustande kommen können. Das Verschlagen der Arbeitsgemeinschaft, eine Politik der Schlagworte, zu geringe Bewertung wirtschaftlicher Schwierigkeiten und die große Nachgiebigkeit des Staates gegenüber der Machtpolitik der Gewerkschaften hätten schließlich zu dem großen Kampf im Jahre 1928 geführt. So meint der Sachwalter der Urheber der großen Aussperrung.

Gegen das, was Herr Poensgen seinen Standesgenossen vorgetragen hat, braucht hier nichts eingewendet zu werden, weil unsere Leser durch eigene Erfahrung wissen, daß sich die Sache ganz anders verhält. Auch zur „Gewaltlosigkeit der Gewerkschaften“ braucht nichts gesagt zu werden, da ja — abgesehen vielleicht von Herrn Poensgen und seinen Artverwandten — alle Welt weiß, wer Gewaltpolitik betreibt, die Gewerkschaften oder die Schwerindustriellen. Wenn beispielsweise die von den Eisenbaronen verübte Aussperrung keine Gewaltpolitik ist, dann hat dieses Wort jeden Sinn verloren.

Was gehen wir zum ersten Teil der Poensgenen Rede über. Der Kern dieses Teiles scheint uns dort zu liegen, wo davon die Rede ist, die deutsche Wirtschaft müsse daran gehen, zu trachten, wie sie die Lasten aus dem Sachverständigengutachten zu tragen habe. Hierbei sagte er wörtlich:

„Das wird nur möglich sein, wenn alle Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Unternehmer und Gewerkschaften begraben werden, wenn der Geist ehrlicher Arbeitsgemeinschaft, wie schon einmal in Zeiten tiefster Not, wieder zu freier Verständigung zwischen den Parteien der Arbeit führt.“

Die „ehrlische Arbeitsgemeinschaft“ sei, so fügte Poensgen für alle Fälle hinzu, nicht etwa im Sinne sozialistischer Wirtschaftsdemokratie zu verstehen, in der der Unternehmer zum Funktionär der Allgemeinheit herabgedrückt sei, weil die Unternehmerpersönlichkeit im Mittelpunkt des Produktionsprozesses stehen müsse und sie heute weniger als je entbehrlieh sei. Nur wenn die Gewerkschaften ehrlich auf Diktaturgelüste und unparitätische Machtmittel verzichteten und dem Unternehmer das Seine geben, wie er ihnen das Ihrige gibt — dann

werde sich eine echte Arbeitsgemeinschaft zwischen beiden herausbilden können, die „von uns Unternehmern gewünscht wird“.

An dieser Betrachtung des Wortführers der Schwerindustriellen hat, so muß es jedem halbwegs Kundigen scheinen, die Wahrscheinlichkeit keinen Teil. Die Gewerkschaften sollen dem (Schwerindustriellen) Unternehmer das Seine geben. Das können die Gewerkschaften schon deswegen nicht, weil diese Art von Unternehmern sich das „Seine“ immer rücksichtslos selbst genommen hat und, wofür alles spricht, auch fürderhin nehmen wird, solange er dazu nur irgendwie die Möglichkeit hat. Daß dies tatsächlich zutrifft, lehrt ein Vergleich des Millionenbesitzes der Schwerindustriellen mit der armseligen Habe und dem kurzen Leben ihrer Arbeiter. Andererseits scheint die Behauptung Poensgens reichlich lächerlich, daß der Unternehmer den Gewerkschaften oder Arbeitern immer „das Ihrige gibt“. Daß es ganz und gar nicht so ist, dafür liegt eine solche Unmenge von Beispielen vor, daß man gar nicht weiß, wo man mit der Aufzählung beginnen soll. Der Unternehmer, insbesondere der Schwerindustrielle, hat weder den Gewerkschaften noch den Arbeitern jemals „das Ihrige“ gegeben, sondern was diese heute haben, mußte dem Unternehmer mühselig abgerungen werden. Hierauf sollte man eigentlich jetzt, wo die Schatten des großen Ruhrkampfes noch sichtbar sind, gar nicht noch hinzuweisen brauchen. Schade, daß sich Herr Poensgen nicht näher darüber ausgelassen hat, was er und seine Argenossen unter der Gewerkschaften „Verzicht auf Diktaturgelüste und unparitätischen Machtmittel“ verstehen. Hätte er darüber offen geredet, die so vielfach offenbarten Charaktermerkmale der „Herren im Hause“ wären noch drastischer offenkundig geworden, sofern das überhaupt noch möglich ist.

Über die „echte Arbeitsgemeinschaft... die von uns Unternehmern gewünscht wird“, braucht ja wohl weiter nicht geredet zu werden, dies schon aus dem Grunde, weil die Vorbedingungen und Bürgschaften, die Herr Poensgen dafür vorbringt, es völlig überflüssig erscheinen lassen. Und das wird solange der Fall sein, als die Schwerindustriellen Partner der Arbeitsgemeinschaft vom anno 1918 nicht etwas wie einen Beweis dafür sehen lassen, daß sie vom „Geiste ehrlicher Arbeitsgemeinschaft“ erfüllt sind.

Unser Schwerindustriellen Zeitgenossen offenbaren zuweilen eine Geistesverfassung, die einen starken Stich ins Findliche nicht entbehrt. Ohne Unterlaß schreiben sie wie Werfer über zu hohe Soziallasten und zu hohe Löhne, bei jedem Pfennig Lohnforderung gebärden sie sich wie moskowitzische Droschkenkutscher, jede den Arbeitern günstige Tarifbestimmung zerreiben sie mit allen Schlägen und Pfiffen, wo irgendein sozialpolitisches Chinesentum beheimatet ist, sind sie als Häuptlinge mitten drin, jeden reaktionären Kessel heizen sie mit ihrem Gelde, auf dem Goldbettel nationalstaatlicher Verbände steht der Schwerindustrielle Stempel, hinter jedem Gewaltstreik gegen die Arbeiterschaft stehen sie, die Herren im eigenen Hause — und nebenher reden sie zu den Gewerkschaften „vom Geiste ehrlicher Arbeitsgemeinschaft“ und von der Beseitigung „alter Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit“. Wen will man eigentlich mit solcher Rede täuschen? Wer kann bei solcher Zweipaltigkeit ihnen noch etwas glauben? Jedenfalls kein Arbeiter mit fünf gesunden Sinnen. Es will uns schier bedünken, daß es den Beschauern des französischen Generals Degoutte in Düsseldorf besser anstünde, mit den Worten von „ehrlischer Arbeitsgemeinschaft“ mal aufzuführen und dafür Läten sehen zu lassen.

Eine Probe aufs Exempel

Die Löhne der Metallarbeiter Berlins

II.

Im ersten Teil dieser Betrachtung haben wir festgestellt, daß der Lohn, den die Metallarbeiter Berlins tatsächlich ausbezahlt erhalten, nur bei den höchst entlohnerten Facharbeitern zur Verteilung des notdürftigsten Lebensunterhalts eben gerade ausreicht, während die Angelernten und die Ungelernten bei weitem nicht so viel haben. Von den Frauen ganz zu schweigen. Damit steht bereits fest, daß der deutsche Kapitalismus gegenwärtig von einer übermäßigen Ausbeutung, von einem Raubbau an der Arbeitskraft lebt, wie wir das schon lange gesagt haben. Er zahlt den Arbeitern nicht so viel, wie sie zur regelmäßigen Wiederherstellung ihrer Arbeitskraft brauchen. Es versteht sich, daß dies über kurz oder lang zum Zusammenbruch führen muß.

Wie steht es aber nun mit der anderen Behauptung der Unternehmer, daß die Löhne heutzutage höher seien als vor dem Kriege? Auch dafür liefert die Erhebung beweis-

kräftiges Material. Über die Vorkriegsverdienste aller in Betracht kommenden Arbeitergruppen hat das Statistische Reichsamt bei den großen Unternehmungen und beim Deutschen Metallarbeiterverband Erhebungen eingezogen und übereinstimmende Auskünfte erhalten. Daraus ergaben sich die folgenden durchschnittlichen Bruttoverdienste:

	1913/14	Dt. 1928	zunahme 1913/14 = 100
Facharbeiter	40,—	58,—	145
Angelernte	32,10	47,—	147,5
Ungelernte	30,10	42,40	141,5
Frauen	18,70	29,—	155

Die Erhebung betrug demnach bei den Frauen 55 v. H., bei den Männern 41 bis knapp 48 v. H. Diese Berechnung trifft, wie ich gleich zeigen werde, noch lange nicht zu, sie hat Eiden an allen Ecken und Enden. Und dennoch zeigt auch sie schon, daß



Technik und Werkstatt



Der Siegeszug der Kraftmaschine

Von Felix Linke

Das haben sich die alten Maschinenstürmer nicht träumen lassen, was ihnen die neueste Statistik offenbart: den unaufhaltsamen Siegeslauf der Maschine. Allerdings ist es nur die Kraftmaschine, die Gegenstand der neuesten Veröffentlichung des Reichsstatischen Amtes aus den Erhebungen der großen Betriebs- und Gewerbestatistik von 1925 ist. Aber die daraus folgenden Aufschlüsse sind überaus lehrreich. Denn mögen auch großartige Erfindungen, wie die Röntgenstrahlen, die ganze Kulturgeschichte nur mittelbar an das Vorhandensein der Kraftmaschine geknüpft sein, wird doch die eigentliche Produktionskraft einer Volkswirtschaft in erster Linie durch die Hilfe der Kraftmaschine bestimmt. Wenn das Deutsche Reich nicht 63 Millionen Menschen umfasse, sondern das Doppelte und Dreifache: nie würden die fast 22 Millionen Pferdestärken (PS) durch sie ersetzt werden können, die uns die Primärmotoren als Hilfsleistung darbieten.

Wir unterscheiden bekanntlich Primärkraftmaschinen, Elektrogeneratoren und Sekundärkraftmaschinen. Zu den Primärkraftmaschinen gehören alle Wind-, Wasser- und Wärmekraftmaschinen, zu den Sekundärmotoren die Elektromotoren, die der Zuführung elektrischer Energie aus einem Elektrogenerator bedürfen. Die von Primärkraftmaschinen erzeugte Leistung beträgt 21,8 Millionen PS. Sie wird in rund 180 000 Maschinen erzeugt. Die Ursache, daß die Leistung der rund 45 000 Elektrogeneratoren (Dynamomaschinen) über 13,3 Millionen PS beträgt, läßt schon erkennen, in welchem Ausmaße die elektrische Maschine an der deutschen Energieversorgung beteiligt ist. Wenn auch nicht weniger als 5,7 Millionen PS Primärmotoren als regelmäßige Reserve dienen, wird doch die meiste mechanische Kraft zum Antrieb elektrischer Stromerzeuger benutzt. Denn dafür werden nicht weniger als 9,4 Millionen PS aufgewendet, während zum direkten Antrieb von Arbeitsmaschinen nur 6,7 Millionen PS benutzt werden.

Hauptverbraucher der mechanischen Energie sind naturgemäß Industrie und Handwerk, worin nicht weniger als 97 vH aller Energie Verwendung finden. Von den andern Gewerbeabteilungen kommt nur noch die Gruppe Handel und Verkehr mit einem nennenswerten Bruchteil von etwas über einer halben Million PS in Betracht, die jedoch immerhin nur 2,5 vH aller Primärenergie ausmachen.

Die bedeutendste Rolle unter allen Primärkraftmaschinen spielt nach wie vor die Dampfmaschine. In 87 600 Maschinen dieser Art werden 17,8 Millionen PS erzeugt. Das sind über 81 vH aller durch Primärkraftmaschinen erzeugten Energie. Obwohl in den letzten Jahrzehnten große Wasserkraftwerke errichtet worden sind, ist doch der verhältnismäßige Anteil dieser Energieerzeugungsart ständig zurückgegangen. Das bedeutet nichts anderes, als daß nach wie vor die Dampfmaschine und die Kohlenenergie die Hauptrolle in der deutschen Energieversorgung spielen. An Wasserturbinen sind fast 18 000 mit 1,8 Millionen PS vorhanden, die jedoch nur gut 8 vH der Gesamtenergieerzeugung ausmachen. Wasserräder und Windmotoren spielen eine verschwindende Rolle, ihre Leistung macht zusammen noch nicht einmal 1 vH aus. Aber auch die Explosionsmotoren sind gegenüber den Dampfmaschinen noch verhältnismäßig unbedeutend. Und dabei haben die überzahl unter ihnen noch die Gasmotoren, deren 14 000 mit einer Leistung von 1,3 Millionen PS vorhanden sind, während die Schwenkmotoren nur 650 000 PS erzeugen. Um noch einmal auf die Dampfmaschine zurückzukommen: Die Hauptrolle unter ihnen spielt zwar zahlenmäßig noch die Kolben- und Dampfmaschine, die in über 83 000 Stück vorhanden ist. Ihre Leistung mit 8,1 Millionen PS tritt aber gegen die der 4400 Dampfmaschinen mit fast 9,7 Millionen PS zurück. Der Grund dafür ist, daß namentlich die Dampfmaschine als Antriebsmaschine für die großen Elektrogeneratoren in Betracht kommt, die ja, wie schon bemerkt, den Hauptanteil an dem Verbrauch von Primärenergie in Anspruch nehmen. 62 vH der erzeugten elektrischen Energie fließt aus der mechanischen Energie der Dampfmaschine. Zwar wird je länger desto mehr auch auf die Wasserkraft zurückgegriffen werden, aber in Deutschland, wo wir ja noch reichlich Kohle besitzen, wird eben die Dampfmaschine noch lange Zeit die beherrschende Rolle spielen. Die für Deutschland in Betracht kommenden Wasserkraft sind ja verhältnismäßig gering. Allerdings beabsichtigt man, in Österreich ein großes Werk in den hohen Tauern zu errichten und von dort aus billigen Strom nach Deutschland abzugeben; aber das ist noch nicht so weit. Namentlich Industrie und Handwerk verbrauchen ungeheure Mengen von elektrischem Strom, so viel, daß die neu anzulegenden Stromerzeugungswerke nicht nachkommen können, weil sie zu ihrer Anlage zu großer Kapitalien bedürfen, die jetzt nur zu unrentablen Zinssätzen flüssig machen lassen.

Gegenwärtig besteht ein großer Hunger nach elektrischem Strom, der noch unbemerkt in starkem Maße begriffen ist. Der Grund dafür liegt in der außerordentlichen Anpassungsfähigkeit des Elektromotors an alle Bedürfnisse irgendwelcher Antriebe. Während man früher die Arbeitsmaschine nicht in der zweckmäßigsten Weise bauen und antreiben konnte, ist man heute darin fast unbeschränkt. Denn man schreibt den Elektromotoren einfach die Bedürfnisse vor und kann sicher sein, die Anforderungen durch die Elektromotoren sehr schnell erfüllt zu sehen. Deshalb ist keine andere Maschine so erfolgreich gewesen wie der Elektromotor. Man zählt 1925 deren in Deutschland nicht weniger als 1,7 Millionen Stück, die eine Leistung von 11,4 Millionen Kilowatt (= ungefähr 16 Millionen PS) repräsentieren. Über 93 vH davon nimmt Industrie und Handwerk in Anspruch, aber doch immerhin noch über 6 vH auch Handel und Verkehr. Außer dem Elektromotor ist auch das Elektrowerkzeug in großer Anzahl in Verwendung. Nicht weniger als 74 000 Stück dieser Art mit einer Leistung von 52 000 Kilowatt sind im Betriebe. Während der Elektromotor im Durchschnitt eine Leistung von fast 10 PS aufweist, finden wir beim Elektrowerkzeug nur eine solche von rund 1 PS. Inzwischen ist die Motorisierung der Betriebe noch weiter fortgeschritten. Namentlich der Haushalt bemächtigt sich neuerdings auch des Elektromotors in Form zahl-

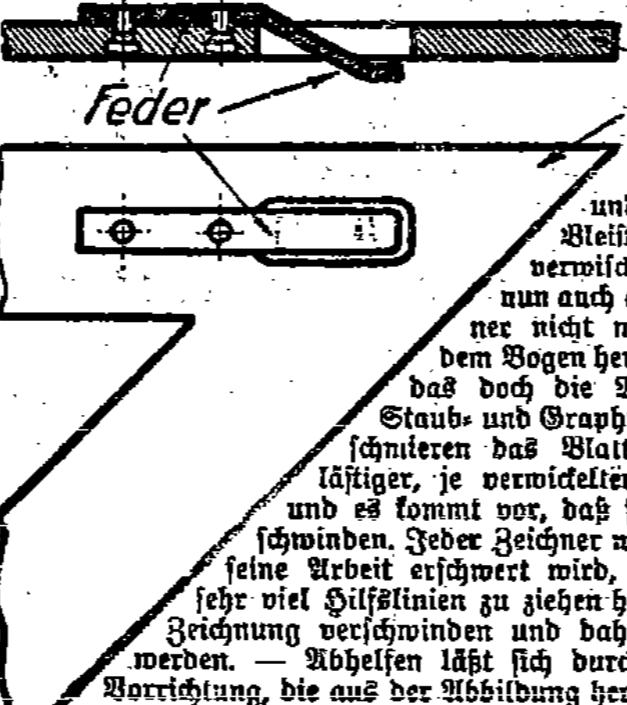
reicher Hilfsmaschinen und -apparate, deren Zahl noch starker Entwicklung fähig ist.

In erster Linie ist es also der Elektromotor gewesen, der der Verwendung der motorischen Energie die Wege geebnet hat. Das ist nicht nur in Deutschland so, sondern überall. Zwar gibt es keine international vergleichbare Kraftmaschinenstatistik, weil die Bedürfnisse der einzelnen nationalen Volkswirtschaften darin außerordentlich verschieden sind. Zudem sind auch die Energiequellen hier wie dort sehr unterschiedlich. Länder mit starken und wohlfeilen Wasserkraften sind in ganz anderem Maße der Elektrifizierung zugänglich als solche, die teure Wärmekraftquellen zur Erzeugung der elektrischen Energie benutzen müssen. Aber auch da findet sich vielleicht später einmal ein Ausgleich, wenn etwa die elektrische Kraftübertragung noch rationaler und sicherer gewährleistet werden kann. In Deutschland können wir die Steigerung der Primärkraftmaschinenleistung seit dem Jahre 1875 verfolgen. Während damals nur gut 1 Million PS Leistung vorhanden war, haben wir deren 1925 fast 22 Millionen PS. Das bedeutet also eine Verzehnfachung der Energiehilfe für die deutsche Volkswirtschaft.

Daß eine solche Zunahme der mechanischen Energie für den Produktionsprozeß nicht gleichgültig sein kann, dürfte auch dem Unbemanderten klar sein. Dabei ist ein Ende dieser Entwicklung noch keineswegs abzusehen. Die dadurch heraufbeschworenen sozialen Probleme sind keineswegs einfach. Selbstverständlich stellen solche Kraftquellen zahlreiche Menschenträfte frei und bringen soziale Wirkungen hervor, die der Aufmerksamkeit der Staatsmänner nicht entgehen dürfen. Dennoch bedeutet der unaufhaltsame Siegeslauf der Kraftmaschine einen Kulturfaktor allerersten Ranges, mit dem man eben rechnen und auf dessen Vorhandensein sich Sozial- und Wirtschaftspolitik rechtzeitig und richtig einstellen müssen, damit Schäden an der wichtigsten Kultur der deutschen Volkswirtschaft, der Bevölkerung, von vornherein vermieden werden.

Eine Vorrichtung am Zeichenwinkel

Daß zum Zeichnen sauberes Gerät und petentlich saubere Hände gehören, ist selbstverständlich. Doch läßt sich selbst bei sorgfältigster Arbeit nicht vermeiden, daß der Zeichenbogen immer unansehnlicher wird, je länger man zeichnet. Das liegt lediglich daran, daß winzige Staubteilchen überall vorhanden sind und daß auch der härteste Bleistift nicht ganz unverschämbar ist. Wenn man nun auch als vorsichtiger Zeichner nicht mit den Händen auf dem Bogen herumwischen, so besorgen das doch die Winkel. Sie schleifen Staub- und Graphitteilchen mit und verschmieren das Blatt. Das wird um so lästiger, je verwickelter die Zeichnung ist, und es kommt vor, daß keine Striche fast verschwinden. Jeder Zeichner weiß, wie sehr dadurch seine Arbeit erschwert wird, namentlich wenn er sehr viel Hilfslinien zu ziehen hat, die in der fertigen Zeichnung verschwinden und daher sehr fein gezogen werden. — Abhelfen läßt sich durch eine sehr einfache Vorrichtung, die aus der Abbildung hervorgeht. Man schnidet ein längliches Loch in den Winkel und befestigt eine kleine Feder daran. Der Winkel ruht dann nicht mehr auf der ganzen Fläche auf, sondern nur mit einer Kante der Feder. Beim Verschieben kann daher die Zeichnung kaum noch verschmiedet werden. Beim Zeichnen genügt ein leichter Druck, den man ja sowieso auch auf den Winkel ausübt, damit er festliegt, um ihn ganz aufzulegen zu lassen.



Blitzableiter einst und heute

Von Christoph Carlowitz

Wenn alljährlich in den heißen Sommermonaten die zahlreichen Wärme- und Frontgewitter auftreten, so häufen sich natürlich auch die Meldungen über Blitzschäden, die Gebäuden, Menschen und Vieh zugefügt wurden. Auf Grund dieser sehr oft bedenklich anschwellenden Meldungen wird dann meist die Häufigkeit der Blitzeinschläge stark überschätzt. Befragt man jedoch die Statistik, so stellt sich heraus, daß in Deutschland im Jahresdurchschnitt von einer Million Menschen nur etwa vier vom Blitz getötet werden. Innerhalb der Gebäude kommt sogar von einer Million Menschen nur einer durch Blitzschlag ums Leben. Daraus geht zunächst hervor, daß man in Gebäuden besser gegen den Blitz geschützt ist als im Freien. Von 10 000 Gebäuden wird nämlich im Jahresdurchschnitt nur eines vom Blitz getroffen. Allerdings steigt diese Zahl in einzelnen Gegenden bis auf fünf an, und die Blitzgefahr erhöht sich hier und da bis zwanzigfache. Da diese Angaben von den Feuerversicherungen stammen, die natürlich nur jene Fälle buchen, bei denen sie ersatzpflichtig werden, alle Blitze jedoch nicht Schäden anrichten, so ist die Häufigkeit der Blitzeinschläge etwas höher anzunehmen, als es die Statistik angibt. Befragt man die Statistik weiter, so ergibt sich die sehr beachtenswerte Tatsache, daß die einzelstehenden Gebäude auf dem Lande weit mehr gefährdet sind als die geschlossenen Häuserfronten der Stadt. Von den 12 Millionen Markt-Schäden, die der Blitz bei uns vor dem Kriege jährlich anrichtete, entfielen nämlich 11,2 Millionen Markt, also 93 vH, auf ländliche und der kleine Rest von 0,8 Millionen Markt auf städtische Gebäude.

Es ist also leicht erklärlich, daß man Blitzschutzanlagen vorwiegend auf einzelstehenden Gebäuden vorfindet. Dem aufmerksamen Beobachter wird auch nicht entgangen sein, daß bei neueren Blitzableitvorrichtungen die früher üblichen hohen Auffangstangen fehlen und daß dafür mehrere ziemlich kurze Spitzen angeordnet sind und mehrere dicke Eisen- oder Kupferdrähte das ganze Dach der Gebäude überziehen. Derartige Anlagen sind nach den neuen Erkenntnissen der Blitzschutztechnik gebaut worden. Sie haben zunächst den großen Vorzug, daß die mit ihnen ausgerüsteten Gebäude besser geschützt sind als Häuser mit alten Blitzschutzanlagen, und gewähren den weiteren Vorteil, daß sie bedeutend wohlfeiler herzustellen sind. Mit 100 bis 150 £ Unkosten kann heute ein alleinstehendes zweigeschossiges Einfamilienhaus mit einer ausgezeichneten Blitzschutzanlage versehen werden. Wenn das Haus an eine Wasserleitung

angeschlossen ist, so läßt sich sogar die Erdung sparen, was die Unkosten noch weiter vermindert.

Während die älteren Blitzschutzanlagen nach den Angaben von Göttinger mit wenigen, aber sehr hohen Auffangstangen, starken Leitungen und großflächigen Erdplatten ausgerüstet wurden, legt man seit etwa einem Vierteljahrhundert nach den Angaben von Bindeisen die neueren Anlagen in der Weise an, daß alle Metallteile des Daches, wie Regentinnen, Firstbleche, Metallspitzen auf Ziegeln usw. in die Dachleitung eingeschlossen werden. Die Erdleitung wird als ein dickes Drahtseil in etwa 1 bis 2 Meter Entfernung von den Mauern und nur etwa 80 bis 40 Zentimeter tief verlegt. Diese einfache Anordnung der Erdleitung ist nicht nur mit bedeutend geringeren Kosten als die Erdung mit großflächiger Erdplatte, die bis zum Grundwasser verankert werden muß, herstellbar, sondern sie bietet auch der Blitzenergie bessere Möglichkeit zur Ausströmung in die Erde.

Da die Drahtleitungen älterer Blitzableiteranlagen häufig mit sehr scharfen Bogen vom Dach zur Hauswand geführt wurden, so konnte es nicht ausbleiben, daß der Blitz an solchen Stellen hin und wieder absprang. Da man für dieses eigenartige Verhalten keine hinreichende Erklärung fand, so schufen diese angeblichen Launen des Blitzes viel Verunruhigung und Mißtrauen. Heute weiß man, daß derartige scharfe Krümmungen in der Blitzableiterleitung einen sehr großen Widerstand bedeuten, weshalb der Blitz diesen Weg unter Umständen verschmäht und es vorzieht, eine meterlange Luftstrecke zu überspringen. Früher führte man die Gebäudeleitung, die die Auffangleitung mit der Erdleitung verbindet, in scharf gekrümmten Bögen um die Dachvorsprünge und Dachrinnen herum; heute führt man die Leitungen durch derartige Vorsprünge gerade hindurch und verbindet die Dachrinnen mit den Leitungen. Je vollkommener alle auf dem Dach eines Gebäudes vorhandenen Metallmassen an die Blitzableiterleitung angeschlossen werden, um so vollkommener wird der Schutz der Anlage. Entfiel doch auf diese Weise gewissermaßen ein Faraday'scher Käfig, der den zu schützenden Körper mit einem Netz von Metalldrähten überspannt.

In gleicher Weise wie die Metallmassen am Dach werden heute auch alle ausgebehteten Metallmassen im Innern der Gebäude in die Blitzableitung eingezogen. In erster Linie ist es hier die Wasserleitung, die eine vorzügliche Ableitung für den Blitz darstellt. Schließt man sie nicht in die Leitung ein, so kann es vorkommen, daß sie vom Blitz unter Überwindung entgegenstehender Widerstände, selbst durch Mauern hindurch, selbst aufgesucht wird. Es ist deshalb notwendig, die Wasserleitung von Anfang an in die Blitzableitung einzuschließen, um dem Blitz diesen günstigen Weg für den schnellen Übergang in die Erde zur Verfügung zu stellen. In gleicher Weise sind auch die Gasleitungen, die Rohre der Zentralheizungen, eiserne Treppen, Fahrstuhlschächte und sonstige Eisenkonstruktionen in Gebäuden in die Blitzableitung einzuschließen.

Ist ein Gebäude nach diesen Gesichtspunkten durch einen Blitzableiter geschützt und wird die Blitzschutzanlage in angemessenen Zeiträumen (etwa alle zwei Jahre) elektrisch und durch den Augenchein geprüft, dann können die Bewohner des geschützten Hauses auch die schmerzlichen örtlichen Gewitter voll Zuversicht über sich ergehen lassen.

Elektrobrönze

Die Zeit des Blitz in der Elektrotechnik ist glücklicherweise vorüber; zur Herstellung von Schaltern, Steddosen, Lampen und Leitungen wird es nicht mehr verwendet und die meisten in Hind ausgeführten Anlagen sind wieder aus den Wohnungen verschwunden, aus dem einfachen Grunde, weil sie, aus der Kupfernot der Kriegszeit geboren, geringwertig waren und bald ihren Dienst versagten. Wir haben überall wieder Kupfer und dürfen daher unsere Ansprüche an die Haltbarkeit der Installationsanlagen in die Höhe schrauben. Die meisten Benutzer elektrischer Lichter sehen ihre Ansprüche sogar zu hoch und tabeln grundtätlich die Anlage und die ganze Elektrotechnik überhaupt, wenn sie einmal einen neuen Schalter kaufen müssen, weil der alte nach jahrelanger Benutzung endlich doch verbraucht war.

Nichts kann ewig halten; am wenigsten ein Gebrauchsgegenstand. Aber die Elektrotechnik bemüht sich doch, ein Installationsmaterial herauszubringen, das zum mindesten länger hält als der Mensch, der es in Gebrauch nimmt. Sie hat alle Metalle geprüft, alle möglichen Legierungen von Metallen aufgefunden und endlich eine der Phosphorbrönze ähnliche Metalllegierung gefunden, die aus Kupfer, Zinn, Blei und Phosphor besteht, wobei der Phosphor, der ja kein Metall ist, nur dazu dient, die Legierung von allen berunreinigenden und die guten Eigenschaften — Festigkeit, Elastizität, Bearbeitbarkeit — beeinträchtigenden Metalloxyden zu befreien. Aus dieser neuen Legierung lassen sich zum Beispiel elektrische Schalter herstellen, die mehr als 5 Millionen Schaltungen aushalten, ohne merklich verbraucht zu werden. Man kann sich leicht ausrechnen, daß es auch ein viel gebrauchter Schalter in einem Menschenalter nicht auf soviel Schaltungen bringt.

Die Wandtafel in der Werkstatt

Eine Wandtafel oder ein „Schwarzes Brett“ in der Werkstatt macht keine Schultube draus und erweist sich als außerordentlich nützlich in vielen Fällen. Erste Entwürfe von Einzelheiten, Schaltungen, von zu erprobenden Neuerungen lassen sich nirgends schneller und bequemer als auf der Tafel machen, auf der man auch in großem Maßstabe und überaus anschaulich zeichnen kann. Namentlich solche Werkstätten, in denen öfters Neuerungen entworfen und erprobt werden, können die Wandtafel kaum entbehren. Daß sie natürlich auch Papier spart, dürfte immerhin eine gewisse Rolle spielen. Besonders eignet sie sich aber auch zur Einführung neuer Angestellten in ihre Arbeiten und zur Unterweisung aller Angestellten, die eine neue Aufgabe entgegennehmen. Nicht vergessen sei endlich, daß die Tafel in der Verständigung des Wertmeisters mit dem auftragerteilenden Kunden von nicht geringem Werte sein kann. In Elektrowerkstätten wird man vorteilhaft mit farbigen Kreiden arbeiten, die sich bei der Darstellung von Schaltungsschemata, Leitungen und Installationen außerordentlich gut bewähren und vorzüglich übersichtliche Wider liefern. Das gleiche gilt für alle Arbeiten mit verschiedenen Materialien.

Reinige

Reinige ist zweifellos der wichtigste Schutzmaßnahme. Sie halbe den Nachteil, daß sie als Anstrichfarbe ausreicht, sehr schnell abblet und sich nach gewisser Zeit auch durch wiederholtes Umrühren nicht mehr verwendbar machen läßt. Der Grund liegt darin, daß die Reinige sehr schwer ist und in dem viel leichteren Bindemittel absinkt. Doch kann man sich dagegen helfen. Die Grundbedingung ist, daß die Reinige so fein wie möglich gemacht wird. Die Nennungen sollen im Durchschnitt nur etwa ein tausendstel Millimeter groß sein. So feine Teilchen erhalten sich im Bindemittel sehr lange schwebend, so daß die Anstrichfarbe immer gebrauchsfähig bleibt. Gefordert wird die Haltbarkeit noch durch Zusatz von Chemikalien, zum Beispiel Borax, Soda oder Paraffin. Derart zubereitete Reinige kommt unter dem Namen Dispersionsmalerei in den Handel.



Familie und Heim



Das Lied der Mutter

Früh von der Heimat mußt ich wandern,
 Vom Elternhause lieb und traut;
 Mich trieb's von einem Ort zum andern,
 Ich hörte fremder Sprache Laut.
 Doch in des Lebens regem Treiben,
 Das keine Fesseln um mich Ichlang,
 Wird mir vor allem teuer bleiben
 Das Lied, das meine Mutter sang!

Wenn ich als Kind des Spielens müde,
 Mich wandte nach der Mutter Schoß,
 Und ich beruhigt von dem Liede
 Nun sorglos meine Augen Ichloß,
 Dann fühlte ich wie die seltsamste Weite
 Mir mächtig tief ins Herze drang:
 So wirkt kein Lied, ob laut, ob leise,
 Wie's Lied, das meine Mutter sang!

Lausch ich selber im Geiste dem Liede,
 Löst es mir jede herbe Pein
 Und tilgte Wehmut, tiefer Friede
 Zieht dann in meine Seele ein.
 Wie oft, wenn ich in träben Stunden
 Bekämpft mit Sorgen schwer und bang,
 Hab Trost und Ruhe ich gefunden
 Im Lied, das meine Mutter sang!

So mög es ferner mich umschweben
 Auf meines Daseins Wanderpfad,
 Bis einst das mühevollen Leben
 Den Abschied hier gefunden hat.
 Schließ dann die Augen ich, die müden,
 Kein Trauerchor, kein Glockenklang! —
 Singt mir als letztes Lied hienieden
 Das Lied, das meine Mutter sang!

Von der Gleichberechtigung beider Geschlechter

Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen, daß die Frau mit dem Manne im Leben völlig gleichberechtigt sei. Die Frau ist lediglich als Staatsbürger, also politisch mit dem Manne gleichberechtigt erklärt. Im Zusammenleben und Zusammenwirken von Mann und Frau herrscht noch große Ungleichheit; die Frau ist hier in wesentlichen Fragen immer noch sehr im Nachteil. Ein Bild in die bestehenden Rechtsbestimmungen bestätigt das. Gemäß der in den schönen Artikel der Reichsverfassung Art. 119, der bestimmt: „Die Ehe beruht auf der Gleichberechtigung beider Geschlechter.“ Ihm entsprechend steht auch im § 1363 des Bürgerlichen Gesetzbuches: „Die Ehegatten sind einander zu hellicher Gemeinschaft verpflichtet.“ Darüber hinaus soll dann jeder der beiden Gatten in seinen persönlichen Angelegenheiten selbständig sein.

In der Praxis aber gilt dieses letztere eigentlich doch nur für den Mann. Zum Beispiel kann die Frau nur insoweit selbständig und ohne Zustimmung des Mannes ein Geschäft anfangen, eine Stellung antreten, eine Vormundschaft übernehmen usw., als sich dies nach Auffassung des Mannes nicht gegen den Sinn der „Lebensgemeinschaft“ mit dem Manne richten. Die Selbständigkeit der Frau ist also in Wirklichkeit sehr stark von dem Willen des Mannes abhängig. Sogar die Frau hat nur noch im Falle, die ziemlich selten zur Erörterung in der Ehe gestellt sein werden, dann bringt aber der § 1362 des Bürgerlichen Gesetzbuches die ungleiche Rechtsstellung der Frau gegenüber dem Manne schon deutlicher zum Ausdruck. Danach steht eben dem Manne die endgültige Entscheidung zu in allen das gemeinschaftliche Eheleben betreffenden Fragen. Der Mann bestimmt Wohnort und Wohnung, die Art der Haushaltsführung, die Erziehung der Kinder. Was der Mann entscheidet, ist für die Frau bindend, es sei denn, daß die Entscheidung als ein Mißbrauch seiner Hausgewalt gelten könnte, was praktisch kaum nachweisbar sein wird. Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß der Mann auch der Frau die Schlüsselgewalt, das heißt das Recht, für den Haushalt Geschäfte abzuschließen zu können, einräumen lassen kann, zeigen schon diese Beispiele, daß die Frau immer noch sehr tief in ihrer juristischen allen Schattenspielen dem Manne gegenüber lebt. Der Frau steht hier lediglich das Recht zu, den Mann zu verlassen, wobei sie aber dann als der „jüngere Teil“ dasteht, wenn der Mann daraufhin Scheidungsbittende einreicht.

Das gleiche Verhältnis besteht auf den Gebieten von Aufzucht und Verwaltung des ehelichen Vermögens. Die allermeisten Frauen sichern sich ihre Stellung dem Manne gegenüber durch den sogenannten Ehevertrag. Seine Frau sollte bei Eingehen der Ehe den Abschluß eines solchen vermeiden, auch wenn im Anfang überhaupt kein Vermögen vorhanden ist. Später bringt es leicht große Unannehmlichkeiten, während es mit Eingehen der Ehe einfach als Selbstverständlichkeit angenommen wird. Wie ist es denn in der vermögenslosen Ehe? Die Frau hat hier für fähige Mithilfe im Geschäft des Mannes keinen Anspruch auf Vergütung, das erworbene Gut geht ganz in den Besitz des Mannes über. Hat die Frau etwas Vermögen mit in die Ehe gebracht, dann verbleibt es ihr wohl, vermehrt sich aber nicht, trotz ihrer vielleicht empfinden und erfolgreichen Mithilfe im Geschäft ihres Mannes. Man kommt, daß das Vermögen der Frau auch nach der Aufzucht über das erworbene Vermögen der Frau während der Ehe besteht. Soweit es sich um vererbte Vermögen und um dergleichen handelt, hat er sogar das freie Verfügungsrecht.

Die vererbte Regelung, für die man sich zweckmäßig juristisch Rat einholt, kann verletzbar sein. Bei Gütertrennung verbleibt jedem Ehegatten sein Vermögen unantastbar für den andern. Auch der Erwerb jedes Ehegatten verbleibt Eigentum des einzelnen. Eine Aufzucht am Vermögen und Eigentum der Frau hat der Mann ebenfalls nicht. Bei Gütergemeinschaft wird aller Besitz und aller Erwerb gemeinschaftliches Eigentum, dem Manne steht aber in diesem Verhältnis die Verwaltung und das freie Verfügungsrecht über das Gesamtvermögen zu und bedarf der Zustimmung der Frau nur bei Veräußerung von Grundstücken. Der Mann ist bei Veräußerung des Vermögens nur schuldenspezifisch, wenn er absichtlich zum Schaden der Frau handelt. Bei Errungenschaftsgemeinschaft verbleibt jedem Gatten sein eingebrachtes Vermögen für sich. Gemeinschaftlicher Besitz wird aber das während der Ehe erworbene Vermögen. Hierzu gehören jedoch die Einkünfte aus dem beiden Geschlechtern, als auch aus Arbeit während der Ehe. Die Fährnisgemeinschaft bestimmt nur die Grundstücke als Sondervermögen eines jeden Ehegatten, während alles bewegliche Gut sowie der Erwerb während der Ehe gemeinschaftlicher Besitz wird.

Es ist, wie gesagt, allen Frauen zu empfehlen, bei der Ehe die gleiche Rechtsstellung, die sie dem Manne gegenüber inne-

haben, nur eine Ehe einzugehen auf Grund eines Ehevertrages. Das idealste Verhältnis dürfte hier wohl Gütertrennung sein mit Beteiligung beider Ehegatten an der Errungenschaft. Die Forderung nach dieser Regelung als Grundlage des ehelichen Güterrechtes überhaupt wurde auch vom 33. deutschen Juristentag in Heidelberg 1924 erhoben. Solange aber hier keine allgemeine gültige Rechtsbestimmung besteht, müssen die Frauen sich eben im Einzelkampf gegen das geschichtliche Vorrecht des Mannes und damit das Unrecht gegenüber der Frau mahnen. Auch hier sehen wir deutlich den Nachteil daran, daß die Frau sich erst in jüngster Zeit zu organisatorischem Zusammenwirken entschloß. Wir sehen weiter, wie notwendig es ist, daß gerade die Frauen den organisatorischen Zusammenschluß fördern, weil sie sonst nie ihre Gleichstellung mit dem Manne im praktischen Leben erreichen kann. Die ungleiche Rechtsstellung beruht nämlich auf dem Gesetz. Die Gesetze aber wurden bislang nur von Männern gemacht. Die Frauen haben heute die gleiche Möglichkeit, die Organisationen zu bilden, die nur auf ihr Kommen. Der erste Sammelplatz ist hier die Berufsorganisation, deren Wirkungsbereich und Wirkungsmöglichkeit bis an die Staatsführung heranreicht und die Gesetzgebung beeinflussen kann. Einfluß und Macht der Organisation aber ist abhängig vom Willen und dem Interesse der Berufsangehörigen. Es ist also gerade für die weiblichen Berufsangehörigen, den Einfluß ihrer Berufsorganisation zu stärken zu helfen.

Kriegserinnerungen eines Kanadiers

Er war Laienprediger bei den Methodisten irgendwo in den Hochlandgebirgen oben im nördlichen Ontario. Ein spinnen-gleichiger Durst — so um vierzig herum. Sein podernarbiges Gesicht lag in einer Glase hinter ein Glas. Anderson ließ er. In den Baracken der Red Street lernten wir ihn näher kennen. Mitternacht, nach einem Völkchenappell, rüdten die Jünglinge einer nach dem anderen schwer geladen an, knallen die Türen, daß die Wände dröhnten und wackelten mit bleiernen Beinen an den Bettrahmen entlang. Sie stanken nach Raue und nach „Parfüm“. Einer drehte den Schalter der elektrischen Lampen wie eine Drehorgel und grunzte dabei wie ein Irrsinniger. Anderson stand in seinen weiten, grauen Unterhosen an Fußende seines Bettes, das Gesehbeh in erhobenen Händen. In die Reihen der sinnlos verirrtenen schlenderte er Bibelmarke, daß der Schweiß auf seiner Stirne glänzte.

„Hat er Herr und Meister Jesus Christus auch dazu erschaffen...?“
 „Gott die Schanze, du Dominikanerplattfußindianer!“
 „Stiefel und Koppel der Betrückerinnen klopften seinen frontmen Rank.“

Auch die Offiziere erfuhr von dem Prediger. Solche Leute wurden bevorzugt und im Dienst geschont. Natürlich...
 In der Nacht, als unser Bataillon nach Halifax ging, lagen Hof und Baracken voll Flaschenstüben. Nur Anderson war nüchtern. Um 4 Uhr nachmittags erschienen sämtliche Abendblätter mit riesigen Letztern:

ARMARSCHE DER HELDEN MONTRELS NACH HALIFAX UM 8 UHR! HEIL UND SIEG DEM KÖNIGSREGIMENT!

Sechszehnjährige Mädchen lagen schwer heraufgehört quer über den Betten. Die Kerls lagen sinnlos betrunken daneben. Mehr als eine Stunde hatten die Offiziere zu tun, das Bataillon vor den Baracken anzuordnen.
 Die Kapelle spielte Litterary und in Gruppenkolonnen forderten die Kerle vorwärts. Anderson marschierte aufrecht und voll Würde unter der Last von neunzig Pfund Gepäck. An der Ecke der Red- und Catherine-Street standen Tausende von Menschen Spalier. Von den Postaltreppen zum Windsor-Hotel warfen Köcher der Dollarstücke aus bereitgestellten Körben Rosen und Zigarettenpackungen. Ein Donner hing tief auf der Straße herab: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Einolade fluchte wie Rot an den Stiefeln der Marschierenden. Die Massen sperrten ihre Lefzchen, darin sie hoch und nachher ihre Köpfe schwenkten. Begehrte Damen schrien und freijzten in toller Begeisterung.

Anderson marschierte neben mir. Ich hörte seine laubende Stimme: „Herr und Heiland Jesus Christus, sieh diese herrliche Stadt...“ — Die sah zum Bahnhofs feierlichen Ausdrucks der Massen erziehen seine Worte.

In den Wirtshäusern des Jungs jenen die Kerls gleich lang hin. Die ausgeharte Leiden im Winterabend lagen sie frei auf den Wänden. Schweißschende, intensive Gesichter polperien im Gang zur Toilette. Die Schneckenpatzen verbleibten sich die Gänge.

Um die tiefen Rürsche in Frankreich bewältigen zu können, schloppen wir zuerst nach den aufrechten Soldatenliedern, in deren Strophen die ganze Schmeierei verpackt. — Gelgennummer nennen das die Deutschen. Eindeut- und langlang kamen wir, ehe wir ein „Schnur“ lernten:
 „Mad' moielle von Armentières parlevul!
 Oh, mad' moielle von Armentières parlevul!
 Mad' moielle von Armentières
 Hat noch nicht mit vierzig Jahr...
 Gindy bindy parlevul!“

Anderson wandte sich empört an seine Nebenleute: „Wenn in diesem Augenblick eine Granate mitten hinein in die Kompanie sausen würde — stellt euch vor, mit einem solchen Siebe auf den Lippen vor Gott treten zu müssen!“

Dann grölzten und brüllten die Kerls noch fürchterlicher:
 Madame, ist eure Tochter parat?
 Es kommt ein strammer Fronisobal!
 Gindy bindy parlevul!

Bethune war ein Himmel für die Kanadier. Es lag fünfzehn Meilen hinter der kanadischen Front und war nur von feindlichen Langrohrgeschützen zu erreichen. Vor der Stadt befand sich eine große moderne Kohlenföhranlage, deren Ästien zum größten Teil im Besitze eines deutschen Großindustriellen waren. Dieser besondere Umstand hatte zur Folge, daß die deutschen Kanoniere weder diese Schachanlagen noch die Stadt unter Feuer nahmen. Alles Gelände rings herum war überfüllt von tiefen Trichtern schwerster Kaliber.

Die große, helle Waschlau der Schachanlage mit ihren Brausen war nur eine dürftige Rettungsstation für unsere verlausten und verdrehten Knochen. Das Wasser war zu knapp für so viele. Fünfzehn Sekunden unter die Brause, dann heraus und eingeseift, fünfzehn Sekunden hinterher zum Abspülen. Dann wieder in die alte Uniform, in deren Nähten Läufe so did wie Meißner auf unser Blut warteten. Das sind die Todfeinde des Soldaten: Läufe und Offiziere!

Trotzdem war Bethune ein Himmel für den Kanadier. Bethune hatte ein Vorbel, unabhägige Kneipen, Spielereien und — ständgische Kriegervitwen, die ihre Geschäfte mit „Spiegel und Bratartoffeln“ machten, sechs Eier und einen Berg knuspriger Bratartoffeln, wie es sie nirgendwo in der ganzen Welt billiger gibt. Für fünf Francs. Aber der kräftigste Anziehungspunkt war doch das Freudenhaus.

Im Freudenhaus waren sechs Mädchen. Sie hatten schlimmeren Dienst als ein Soldat hinter der Schießscharte. Die Offiziere hatten einen besonderen Eingang. Wenn unser Bataillon seine Wohnung an siebenhundert stramme Kerls auszahlte, standen Soldaten fünf Häuser weit angeheilt. Die jüngeren Soldaten suchten ungebüdig. Die älteren hatten Zeit, lasen dabei ihre Briefe aus der Heimat oder spielten Karten im Stechen und rüdten dabei gemütemeise auf. Zur Nacht verdoppelte sich die Reihe, die gierig auf den hellen Tüspalt lauerte.

Keiner wußte, wie Anderson seine geschlechtlichen Angelegenheiten regelte. Eines Tages teilte er mir wichtig mit, daß er sogar den selbstglichen in den besonderen Eingang habe verschwinden sehen. Als er mir das sagte, merkte ich seinem Wesen eine Rechtfertigung an, deren Folgen er auf den Abend verschob.

Waschenbaele war ein Kanadischer Feld. Kanonaden zermörferien Straßen, Dörfer und Felder zu Staub, der sich mit dem einsetzenden Nöberregen in einen vier bis fünf Fuß tiefen Schlammsee verwandelte. Knüppeldämme und Sandbänne verankten im Schlamm. Nacht für Nacht bauten Pioniere neue Knüppeldämme und neue Sandbänne. Knüppeldämme zum Rückwärtschaffen der Verwundeten und Vorwärtschaffen von Munition und Eratz. Tausende Verwundete verankten und extrankten im Schlamm und Wasser der Trichter.

In dieses Nachtmahr von Töten und Granaten schloffen sie unsere Kompanie — auch Anderson. Im strömenden Regen zickten Leuchttürme und spiegelten Leichtenstaben im Wasser und Schlamm. In einiger Entfernung schrien verwundete Pferde auf den von Granatenschlägen beleuchteten Straßen. Wie verblödete und wieder aufleuchtende Wogenlampen hingen Schrapnell.

Wir waren eine Maschinenabwehrabteilung. Als wir die vordersten Gräben erreichten, brachte Anderson eiligst das Gewehr in Feuerstellung. Wie waren wir nur heil durch diese eisen-schäumenden Schlammfontänen gekommen? Anderson sog seine Gummikiesel ab, sog das Wasser heraus und sog sie wieder an. Kurz nach Mitternacht zerhachte ein mörderischer Feuerüberfall unsere Gräben und ebnete alles ein. Die furchtbaren Einschläge machten unsere Ohren taub. Der Horizont flammte zitternd von Abschüssen. Aus dem Feuerchein wuchsen schwarze Silhouetten gegen den Himmel. Sie kommen!

In unseren Gräben ging alles drüber und drunter. Maschinen-gewehre hatten von allen Seiten los. Handgranaten und Minen trachten den Angreifern entgegen. In teuflischen Sprängen schnellten die Schützen vorwärts, kippeten und waren näher.

Der Lauf des Maschinengewehrs glühte und gleichmäßig wie ein Pfeil strich die Gewehrmündung ihre Feuerfarbe über das Vorfeld. Anderson hielt neue Patronengurte bereit. Er blidte mich an und ich sah ihn die Lippen bewegen. Bei dem Gölldenärm konnte ich ihn nicht verstehen. Ich dachte, er hätte einen wichtigen Befehl und hielt mein Ohr an seinen Mund: „O Herr und Meister Jesus Christus, sieh hernieder auf uns...“, klapperten seine kalten Zähne.
 (Charles D. Garrison in „New Masses“)

Säuberung des rohen Obstes

Die reinen Geschmacksstoffe und der hohe Gehalt an Vitaminen und Salzen machen den reichlichen Genuss rohen Obstes für den gesunden Menschen sehr empfehlenswert. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß auf die Ware bei ihrem Wege bis zum Verbraucher zahlreiche Bakterien übertragen werden, die zwar in ihrer überwiegenden Mehrheit harmlos sind, bisweilen jedoch auch ansteckende Krankheitsreger sein können. Bei einer Untersuchung im hygienischen Institut der deutschen Universität in Prag ergab sich, daß die meisten Keime, die den rohen Früchten anhaften, durch eine einfache Wäsung mit Wasser abgewaschen werden. Bei der Wiederholung der Wäsungen werden zwar immer noch weitere Bakterien entfernt, jedoch wesentlich weniger als bei der ersten Wäsung. Es empfiehlt sich also dringend, auch scheinbar reine und trockene Früchte wenigstens einmal mit gewöhnlichem Trinkwasser abzuwaschen.

Die hohe Würde

Früher war es auf der Universität Abignone Sitte, daß man die Doktorwürde erwerben konnte, wenn man nur zehn Jahre Taler dafür bezahlte.

Ein junger Advokat machte in jener Zeit eine Erbschaft, ging sofort nach der Universität, legte zehn Taler auf den Tisch des Ganjes und erhielt prompt die Doktorwürde.

Der frischgebundene Doktor lächelte, zahlte noch einmal zehn harte Taler auf den Tisch und bat den Dekan mit schönen und wohlgeleiteten Worten um die Freundlichkeit, auch gleich seinem Pudel, den er mitgebracht und der dieser kleinen geschäftlichen Bemühung beigezogen hatte, die Doktorwürde zu verleihen.

Der Dekan, ein würdiger alter, weißbärtiger Herr, sah den Advokaten an und betrachtete dann sehr eingehend und scharf den Pudel. Dann entschied er: „Nein, der Pudel wird nicht Doktor! Wir bevorzugen nicht zwei Wieder an einem Tagel!“

Arbeitsleistung. Ich habe eine glänzende Arbeitsleistung mit meiner Frau. Mittags tut sie, was sie will, und nachmittags tut ich, was sie will.

Die Kegelreise

Die Urlaubs- und ferienzeit ist da,
Die Kegelreifen blühen,
Sehr reich mit Zigarren und Kognak verleh'n
Die Klubs zum Bahnhofe ziehen.

Der Zug rast fort; bald zeigen sich schon
In der ferne die Berge verschwommen,
Naturempfindung bewältigt die Schar, —
Schnell wird erst einer genommen.

Jetzt steigt man aus: wie wunderbar dort
Die grünen Berge winken,
O Kinder, wie schön ist doch die Natur, —
Hier müssen wir erst eins trinken!

Der Tag ist heiss und der Weg ist steil,
Wo's Bier gibt, lässt man sich nieder,
Und kegelt einen den Berg hinab, —
Dafür sind's Kegelbrüder.

Bermann Böns

Eine Nacht im Hüttenbetrieb

Es ist ein milder Sommertag, als der Maschinist Kerpa sich auf den Weg zur Hütte macht, seine Nachtschicht zu beginnen. Ein Samstag ist es und die Strahlen wimmeln von gepuhten, sauberen Menschen, die das Wochenende genießen und im langsamen Schlenkern die weiche Sommerluft atmen. Ihr Anblick macht den Maschinisten Kerpa traurig, denn er kennt kein Wochenende, keinen Sonntag und Feiertag. Die große Kraftmaschine in der Gaszentrale, die er zu führen hat, steht ohne Not nie still. Es ist einer jener Kolosse, deren Schwungrad über neun Meter Durchmesser hat, das durch vier Rollen von über einem Meter Stärke in rasenden Lauf verkehrt wird und täglich riesige Mengen elektrischer Energie erzeugt. Ununterbrochen muß er seine Stunden in jeder Schicht tätig sein. Und trotzdem liebt der Maschinist Kerpa beinahe das riesige Ungeheuer, das er mit Hand und Hirn regiert. Er hegt es und pflegt es und sein großer Stolz ist der spiegelnde Glanz der blanken Keile. Auch der bunten Fliesenboden schrubbt er mit Kraft und Ausdauer. Vor der Rationalisierung machte das die Schrubbjungenkolonne, aber die ist abgebaut.

Argendwo schlägt eine Uhr und Kerpa beschleunigt seinen Schritt; er will vor der Zeit zur Stelle sein, damit der Kollege von der anderen Schicht Feierabend machen kann. Schnell schlüpft er in der Waschkabine in den öligen Arbeitsschurz, sticht an der Uhr seine Stundenkarte und steht dann in der weiten Maschinenhalle, wo in langer Reihe die stampfenden, surrenden, saugenden Maschinen liegen, die den Hochöfen den unentbehrlichen Wind und weit über den Bedarf des Werkes hinaus elektrische Kraft erzeugen.

Das Herz des Hüttenwerkes schlägt hier. Donnernd explodiert in den Zylindern das von den Hochöfen kommende, vorher gereinigte Gas, verwandelt sich durch die Maschinen in Kraft, welche das ganze Werk belebt, in Wind, welcher die Hochöfen zur höchsten Glut bringt und wieder die Gaserzeugung bewirkt. Ein ewiger Kreislauf, solange jedes Glied des Ganzen mit voller Kraft wirkt.

Prüfend umschreitet Kerpa nun den Generator, kontrolliert die Lötenspannung, untersucht die Wärme der Lager, und regelt die Ölzufuhr. Aufmerksam verfolgt er die Arbeit der Gasventile. Sein Ohr ertast jede Unregelmäßigkeit, jede Fehlgängigkeit in den Zylindern und schnell und sicher wird der normale Zustand wieder hergestellt. Unermüdet macht er die Runden und eintönig verfließt die Zeit. Mitternacht ist vorüber und lähmende Müdigkeit befallt ihn, als er sich den Inzucht seines „Henselmannes“ einverleibt hat. Immer aber, selbst beim Essen, sind Auge und Ohr auf die Maschine gerichtet, denn Hausen kennt er nicht.

Schon ist die dritte Morgenstunde heraufgekommen, als plötzlich ein wahrer Hergensabbal in der Halle losbricht. An allen Maschinen donnern die Fehlgängigkeiten, in den Gaschiebern hört man dumpfes Stampfen — ein tosender Lärm erfüllt den weiten Raum. Schlechtes Gas! Da gilt es schnell die Ventile zu drosseln. Aber nun wird es mit einemmal still und der rasende Lauf der Räder wird langsamer. Jetzt wird es Kerpa und seinen Kollegen klar, daß die Gaszufuhr aufgehört hat, daß am Hochofen etwas passiert sein muß. Die Ventile werden geschlossen und nach wenigen Minuten liegt alles still.

Überwachend wird die jetzt herrschende Ruhe, wo eben noch schwebende Säure schwang, auch das Licht wird immer dunkler und erlischt dann ganz. Doch schon flammen Beschädelt im Mittelpunkt der Zentrale an der Schalttafelampe auf. Bei ihrem phantastischen Schein werden schnell die Vorbereitungen getroffen, die nötig sind, um die Kolosse aus dem Gas zu bringen, sobald wieder Gas vorhanden ist. Ein Telephongespräch zum Hochofen ergibt, daß die Störung nicht allzu große Bedeutung hat, ein kleiner Einbruch, der in kurzer Zeit behoben sein wird. Und bald kommt auch das Signal zum Anfahren. Kerpa öffnet das Regelventil mit schnellem Griff. Unter einem Druck von 25 Atmosphären schießt die komprimierte Luft zischend in die Zylinder, setzt die Kolben langsam in Bewegung. Jetzt heißt es Gas geben, ehe die Ventile verpufft und die Bewegung zum Stillstand kommt.

Maschinist Kerpa versteht sein Fach. Schon läßt er das Gas einströmen, die elektrische Zündung setzt ein, bringt das Gemisch zur Explosion. Und nun geht es wie ein tiefer Seufzer durch den Maschinenleib, ein zweiter und dritter folgt. Schnell und immer schneller wie bei einem Ertrunkenen, der zum Leben zurückkehrt, die Atemzüge, kommen nun die Kolbenstöße. Allmählich werden die mächtigen Spritzen des Schwungrades unsichtbar in gewaltig rotierender Bewegung, und wenige Minuten später stellt Kerpa mit Befriedigung fest, daß die Lötenspannung von hundert in der Minute erreicht ist.

Wieder umschreitet er jetzt seine Maschine. Ledmüde, mit brennenden Augen prüft und regelt er noch einmal gründlich und kann bald darauf, als die abtösende Schicht ihm den Feierabend bringt, alles in schönster Ordnung übergeben.

Wenig später geht der Maschinist Kerpa durch den aufdampfernden Sonntagmorgen seinem Heim zu. Mit müden, heißen Beinen geht er, mit dumpfem Kopf. Er begrüßt die Schönheit dieser bunten Frührot durchleuchteten Stunde nicht und nicht die Fröhlichkeit der die Straße hinaufziehenden Wandervogel.

Nur Witterkeit ergreift ihn; denn er weiß, daß er schlafen muß bis in den hellen Nachmittag, um wieder zu Kräften zu kommen. Montagfrüh um sechs muß er frisch zur Stelle sein, um auf eine neue lange Woche die Maschine zu führen bis zum Sonntagabend.

Fast möchte er die Maschine hassen, die er beherrscht und die ihn doch zum Erlauben macht. Aber dann lächelt er und denkt an die vielen blanken Bebel und Mädchen, die sein Etwas sind. Sie kann ja nichts dafür, die Maschine, daß sie ihn festhält und seiner Sonntag und Feiertag Ruhe frisst; das System ist es, das verfluchte kapitalistische System der Rationalisierung, der Ausbeutung.

Und als er das denkt, wird der Maschinist Kerpa ganz hart und schwer. Einmal wird das System härter, dann, wenn die Geschicklichen mitbestimmen werden kraft ihrer Macht.

Otto Schröder

Spuk

Die tote Straße quoll an, hob sich über die Häuser hinaus, verschmolz mit dem unbestimmt schwarz gefärbten Himmel. Die kraftlosen Lichter der Straßenlaternen machten die Dämmerung nur noch dichter, sie phosphorierten wie das Leuchten der Verwesung. Reglose Häuser bildeten den Damm, über den die Straße hinausquoll, man ahnte nur das Leben, daß die Stadt sich irgendwo hinter dieser ausdruckslosen Ruhe regte, doch unerreichbar weit, am Ende dieses Labrynth von dunklen Wegen, wenn sie überhaupt ein Ende hatten.

Langsam nähern sich Geräusche. Keise. Argendwo — es ist eher zu fühlen als zu hören — spielt ein Klavier. Das hört sich traurig an. Dröhnend steigt der begleitende Bass, einem durch die Weite geschwächten Gesang ähnlich, es kommt aus der Richtung, der ich weile, bis aus den unbestimmten Tönen das Lied entsteht.

Eine lustige Weise. „Trink, trink, Brüderlein trink!“
Ich komme näher. Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße bemerke ich eine Reihe erleuchtete Fenster. Schatten huschen an den Scheiben vorbei, lustig singen die Tanzenden das Lied mit und manchmal sind auch die Köpfe der Paare zu sehen, nur für flüchtige Augenblicke, schwebend, gefesselt von dem Rhythmus des Liedes.

Ich schaue zu diesen Fenstern hinauf, dahinter die Sorglosigkeit brodelt, und werde von fröhlichem Gefühl befallen. Warum? Ich kann es mir nicht erklären. Das Vergnügen dort oben ist so harmlos. Vielleicht bin ich bedrückt, weil ich so allein inmitten der ruhenden Straße stehe?

Ach ja, diese tote Straße... dieses Scheintote Leben... stirbt jede Nacht und erwacht jeden Morgen.
Und ungewollt wende ich mich um, als hätte mich eine starke Hand dazu gezwungen.

Die Straße ist ruhig und dunkel. Nirgend ein Mensch. Keine Geräusche. In diesem tauben Schweigen, das trotz Gesang und Klavierpiel mich umweht, höre ich deutlich mein Herz schlagen, wie in schlaflosen Nächten, wo die leblose Ruhe langgezogene sphärische Töne jaunt und unerklärliche, bange Unruhe das Blut ins Herz jagt. Hinter mir brennt eine Laterne. Ich stehe vor einem gemöblierten Log, das mit spitzem Gitterwerk verschlossen ist, auf dessen runden Bögen sich in dem Halbschatten verlorene Reliefsbuchstaben erheben. Darüber, in der Mitte des Bogens ein Kopf. Ein Steinantlitz mit hartgeschnittenem Profil, dessen Schatten sich tief schwarz, als wäre er mit Leinwand hingemalt, in das Bogengestein ätzt. Oben, gegenüber die Luftigen — hier vor mir dieses unheimliche Tor. Ist es der Eingang der Unterwelt, durch welchen Dante die Hölle betrat? Und was ist darüber gemeint?

Mein Blick schweift über das Gebäude, vor dessen Tor ich stehe. Es ist massiv, flach, besät mit vielen kleinen Fenstern, die vor ihren dunklen Scheiben starke Gitterstäbe tragen. Nur einige Schlitze entfernen mich vom Tor, doch scheint mir, als hätte ich einen langen Weg zurückgelegt, bis ich dicht vor ihm stehe. Und ich lese: G e r i c h t s - G e f ä n g n i s s .

Ich bin wie gelähmt. Stehe minutenlang vor dem schweigenden Tor, unfähig zu denken, unter den hellen Fenstern, wo sibile Paare hielten: „Trink, trink, Brüderlein trink!“

Dann bewege ich mich langsam wieder. Noch schwerfällig. Habe ich gerufen: „Schweig!“? Nein. Nur mein Gewissen. Denn es ist unheimlich und grausam, einem Kerker gegenüber zu stehen und zu tanzen.

Als ich langsam weitergehe, stelle ich mir die Fragen: „Wie viele von den Bedauernwerten, die hinter diesen Gittern ihren Schritt bücken, können heute Nacht nicht schlafen? Wie viele wähen sich weinend auf ihrer Brücke? Wie viele weinen in ihrer ohnmächtigen Unbeholfenheit in ihre Kränze? Wie viele weinen, belen, stunden? Und wie viele von den ausgelassenen Tanzenden werden noch mit diesem steinernen Haus ihre Bekanntschaft machen?“

Denn die Gesetze sind unerbittlich, hart, wie das Steingefüge der Gerechtigkeit über dem Kerker zeigt — und die Menschen sind schlecht, herzlos oder leichtsinnig.

Sie halten doch auch jetzt gegenüber diesem vergitterten Gebäude des Leids einen Daß ab, ohne an die Qualen anderer zu denken.

Die Brücke im Dschungel

Von E. Travens, dem Verfasser des „Totenstoffs“, des „Schabes der Sierra Madre“ und anderer aufsehenerregender Werke, die sämtlich bei der Büchergilde Gutenberg erschienen sind, kam dieser Tage ein neues Buch heraus: „Die Brücke im Dschungel“

Das neue Travenbuch ist den Müttern gewidmet, „den Müttern jedes Volkes, jedes Farbe, jeder Rasse, jeder Kreatur, die lebt“. Es kniet vor dem Mütterlichen in aller Welt, vor der Mutter, die ihr Kind mit wilder Zärtlichkeit liebt und die ihr Liebste nicht hergeben kann, ohne dabei ein Stück aus ihrem eigenen Fleische mit loszureißen.

Eine kleine Pumpstation im Dschungel am Tamest. Das Flußwasser wird viele Meilen weit zu einer anderen Station gepumpt, wo es wieder weitergepumpt wird, bis es die Eisenbahnlinie erreicht. Die Pumpe pöht und rattert und verpufft die Alligatoren und Jaguare, was dem Pumpmeister und seinen Kindern nur lieb ist. In der Nähe der Pumpe führt eine Brücke über den Fluß, die für die Wagen und Autos einer Dögefellschaft gebaut worden ist, deren Kamp etwa 20 Meilen entfernt liegt. Der Fluß ist tief genug, um einen Stützenden für immer verschwinden zu lassen, und die Brücke hat kein Geländer.

Bei einem kleinen nächtlichen Tanzergnügen in der Pumpstation fällt ein Indianerjunge in das Wasser. Nach einer knappen Stunde wird er vermisst. Ein großes Suchen hebt an, nur die Mutter weiß es, daß ihr Junge nie wiederkommt. Sie sucht das Ufer ab, eine einsame Mutter mit einer kleinen Laterne im Dschungel. Dann helfen ihr alle bis in die späte Nacht hinein. Sie tauchen so oft, als ob ihr eigenes Kind im Fluß läge. Schließlich läßt ein uralter Indianer ein kleines Breit mit einer Kerze auf den Wasserpiegel tragen, und siehe, das alte geheimnisvolle Munder geschieht aufs neue: die schwimmende Kerze bleibt über dem nassen Totenbett des ertrunkenen Knaben stehen. Der Schrei der Mutter steigt durch die Nacht der Wildnis.

Die kleine gestorbene Leiche wird in der ärmlichen Hütte aufgehängt. Alle bemühen sich, der Mutter über den Schmerz hinwegzuhelfen. Der Totenfänger stimmt sein Lied an, das eine seltsame Mischung von Archengel und halbverlorenem Uratzergefang ist. Inzwischen ist es Tag geworden. Eine neue Unheimlichkeit erfüllt die Hütte. Erst das graufame helle Licht macht das aufgebahrte Kind zur Leiche, und die Fliegen summten um das tote Kind. Da es Sonntag ist, kommen viele Leute von weither, um mit der Mutter an weinen. Trotz ihrer unbeschreiblichen Armut sind diese Leute von einer rührenden Höflichkeit. Ihr Takt wird von ihrem Herzen bestimmt.

In der tropischen Hitze berweist der vom Wasser aufgeweichte Leichnam mit fürchterlicher Schnelligkeit. Unter dem Gefähr der Frau wird das tote Kind in den Sarg gelegt, in eine ungehobelte Kiste, und für die Mutter ist der letzte Abschied von ihrem Jungen gekommen. Wie der Zug mit dem Sarg über die Brücke geht, bleiben die Leute an der Anglücksstelle stehen und die Männer nehmen die Güte ab. Mit gierigen Augen begleiten die Geier den Zug. Allmählich wird der Sarg ein Burdwanändern in das alltägliche Leben. Von Blumen überfüt ist der Dschungel, und es lebt die Welt.

Ein „Christlicher“ Friedhof. Hügel, Kränze, Kreuze liegen wirt gerium. Auf manche Kreuze ist mit Kreide oder Stif etwas geschrieben, ein Datum, vielleicht auch eine Rechnung aus der Tienda. Da ist Dornengestrüpp, Gras und Kraut. Ein Döngell Ein Friedhof ohne Beweiser. Der betrunkene Lehrer aus dem nächsten Dorf steht am Grabe, fällt brüllend auf die Grube, wird wieder auf seine Beine gestellt, und die letzte Szene des grauenhaften Totenanges tollt ab. Erde bedeckt den Sarg und die Musik spielt das rechte Lied am rechten Platz: „Yes, we have no bananas...“

„Acht, mein lieber kleiner Jüngel Adios! Es leben die Maden und Würmer! Adios! So wie du wurde noch kein König begraben!“
Und noch nie, solange es Bücher gibt, wurde ein Begräbnis so beschrieben, so grauhaft realistisch, so fürchterlich sachlich, so toll aus Entsetzen und Bärtlichkeit gemischt! Noch nie zuvor wurde mit so eindringlicher Deutlichkeit, so unheimlicher und doch so erschütternd gezeigt, daß auch die Mutter eines schmutzigen Indianerjungen eine Mutter ist, ebenbürtig ihren Schwestern weiser Rasse.

Dieses Buch, bei der Büchergilde Gutenberg, Berlin, als Fremdenbuch erschienen, gehört zu E. Travens Meisterleistungen. Die erstaunliche Bildkraft seines Wortes erreicht hier eine fast erschreckende Höhe. Der unheimlich scharfe Beobachter und der entschlossene und vor nichts zurückweichende Gesalter Travens hat ein Werk geschaffen, das beispiellos dastet in der gesamten Literatur unserer Zeit.

Das große Verstehen der Welt

„Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Das Schicksal tritt zu früh wider mich.“ Es war der junge Schiller, der mit diesen Worten sein Leid klagte. So widersinnig erschien ihm das Leben. So hart hatte es ihn gepackt. Er strebte aus sich heraus, nach seinem Wesen und Können, anders als es das äußere Leben mit ihm wollte. Die Verhältnisse zwangen ihn von seiner geraden, ungehemmten geistigen Entwicklung ab, und so erlebte er den ganzen Zweifelsakt, der da war zwischen Sinn und Sein, zwischen Wollen und Können, zwischen Mensch und Wirklichkeit.

Und was war er schon damals, trotz alledem! — Was wäre er an Größerem schon damals gewesen, hätte ihn das Leben nicht so ungewiß gepackt!

„Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können!“ Welch schmerzliche Klage! Welch bitterer Vorwurf an das Leben! Und wie preßt dieser Schmerz in uns das Herz zum Mitleid!

Und so ist die Welt für uns alle. Bist du denn, Mitmensch, was du gewiß hättest werden können? Über dem Leben waltet brutal dieses „Schicksal“, das den Menschen abführt von dem, was er werden kann.

Dein Menschenbruder ist mehr, als er scheint. Deine Menschen Schwester trägt größere Menschlichkeit in sich, als du vermutest. In den Fehlern und Schwächen, in den sittlichen Mängeln, ja in der Verworfenheit, da spiegelt die Welt sich. Und nur was im Wesen da h i n t e r s i e d t, verborgen, gedrückt, mißbilligt, entsetzt: das heißt Mensch.

Versteh den Bruder! Verzeih deiner Schwester! Nimm sie hin, wie sie sind! Entlaste dich über das Schlechte, doch laß es werden zur T e t gegen das „Schicksal“, erster dem Menschen leidet!

Ihn zu lieben und zu schätzen „wegen dem, daß ich unter b e s s e r e n Sternen geworden wäre“, bittet der Dichter.

Das ist das große und tiefe Verstehen der Welt.

Dr. Gustav Hoffmann

Die Ehre ist gerettet

Der Verlagsdirektor eines bekannten amerikanischen „Magazin“ hat seinen Chefredakteur kommen und fuhr ihn in größter Aufregung an: „Mister Snyder, in unserer letzten Nummer steht eine Novelle, die angeblich von einem gewissen „S“ stammt. In Wirklichkeit ist es jedoch leider eine Arbeit von Rudyard Kipling, die vor etwa zwanzig Jahren in einem Kalender gestanden hat. Unser Leser scheint nicht so dumm wie Sie zu sein. Sie haben den Schwindel sofort durchschaut und entrüstete Briefe an den Verlag geschrieben. Nicht geht ja die Sache nichts an. Sehen Sie zu, wie Sie sich am besten herausreden können!“

„Das ist sehr einfach“, erklärte der Redakteur nach einigem Nachdenken. „In der nächsten Nummer unseres „Magazin“ werden wir auf der ersten Seite den folgenden Vermerk bringen:

„Da unsere Zeitschrift bekanntlich nur von gebildeten Leuten bearbeitet wird, haben wir einen Versuch gemacht, um unserer Konkurrenz diese Tatsache schwarz auf weiß zu beweisen. Im vorigen Heft haben wir unter einem Pseudonym eine wenig bekannte Novelle von Rudyard Kipling veröffentlicht. Unserer Erwartung gemäß hat der größte Teil unserer Leser den Fehler sofort durchschaut und Hunderte von Zuschriften in diesem Sinne ausgegangen. Damit ist der Beweis erbracht, daß unser „Magazin“ nur vom gebildeten Publikum gelesen wird. Der erste der Einsender, der uns auf diesen Irrtum aufmerksam machte, Herr Miller aus Chicago, hat den von uns ausgesetzten Preis von 10 Dollar bereits überwiesen erhalten. Allen übrigen Einsendern dankten wir vielmals für ihre Bemühungen und bitten sie, auch in Zukunft unser „Magazin“ allen ähnlichen minderwertigen Zeitschriften vorzuziehen und an seiner weitesten Verbreitung mitzuwirken.“

W. D. M. D. G. L.

Krankenkassenwörter

In der Metallarbeiter-Zeitung ist oft von den vielen Krankenkassen die Rede. Nach der heutigen sozialen Gesetzgebung kann ein Arbeiter nur 50 vH des Grundlohnes als Krankengeld bekommen. Er ist also auf mindestens eine Ersatzklasse angewiesen, um sich normalerweise das Krankengeld zu sichern, das ungefähr seinem Lohn entspricht. Dazu kommt bei Krankheit bei den Organisierten die Unterstützung des Verbandes. Viele Arbeiter gehören mehreren Kassen an, weil einzelne dieser Arten nur wenig Krankengeld bezahlen, wie zum Beispiel konfessionelle Arbeitervereine oder Bergungsgesellschaften, die sich als Ritz einer Krankenkasseneinrichtung angliedern. Kommt dann ein Krankheitsfall vor, dann kennen sich die Angehörigen gar nicht mehr aus, es entstehen unverständliche und zeitraubende Gänge, die vermieden werden könnten, wenn sich jeder Arbeiter nur einer leistungsfähigen Krankenkasse anschließen würde. In unserm Falle ist es in der Regel die hamburger Krankenkasse. Diese Kasse ist ein Kind unseres Verbandes, das aus der damaligen Ausnahme-gesetzgebung heraus geboren ist. Muß das immer so bleiben? Könnte diese Kasse nicht wieder in der Unterstützungseinrichtung unseres Verbandes aufgehen, um jedem Mitglied in bezug auf Krankengeld gerecht zu werden?

Franz Diebl, Amberg

Magenkatarrh

Ist fast immer die Folge von zu häufigem Essen und dadurch bedingtem mangelhaftem Kauen der Speisen. Auch das Genießen von zu kalten oder zu heißen Nahrungsmitteln kann diese höchst unangenehme Erkrankung hervorrufen. Wer an Magenkatarrh leidet, sollte versuchen, seinem Magen einmal 24 Stunden Ruhe zu gönnen. Mit einem solchen Fastentage sind Wunderwirkungen zu erzielen. Wer den Fastentag nicht durchführen kann, sollte alle feste Nahrung vermeiden, also Breie oder Haferschleim genießen, bis Besserung eingetreten ist. Dr. Julian Marcuse, der in der „Gesundheit“ diese Ratsschlage gibt, macht ferner darauf aufmerksam, daß unbedingt Alkohol und Nikotin zu meiden sind. Nach jeder Mahlzeit ist es sehr wichtig, den Magen zu massieren. Nach jeder Mahlzeit ist es sehr wichtig, den Magen zu massieren. Nach jeder Mahlzeit ist es sehr wichtig, den Magen zu massieren.

Was den Menschen erhebt und adelt, Selbstgefühl, Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit der Gesinnung, freies Herausgehen aus sich selbst, wird unter den heutigen Verhältnissen meist zu Fehlern und Gebrechen. Oft ruinieren diese Eigenschaften ihren Träger, kann er sie nicht unterdrücken. Viele fühlte ihre Erniedrigung nicht einmal, weil sie daran gewohnt sind. Der Hund findet es selbstverständlich, daß er einen Herrn hat, der, bei schlechter Laune, ihm die Keitische zu kosten gibt.

Debel

Zum 7. internationalen Diamantarbeiter-Kongress

Zum ersten Male seit seinem Bestehen hat der Weltverband der Diamantarbeiter seine Vertreter in Deutschland, und zwar in Stuttgart versammelt. Sie sollen uns am Hauptsitz des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes sehr willkommen sein. Was an uns liegt, wird getan werden; um ihnen den Aufenthalt in angenehmer Erinnerung zu halten. Von unseren Mitgliedern werden insonderheit die Diamantarbeiter erwartungsvoll auf die Tagung blicken. Denn von ihr erhoffen sie neue Wege und frischen Antrieb für die Sache ihrer Berufskollegen und ihrer Organisation.

Der Weltverband umfaßt allerdings nur eine zahlenmäßig kleine Industriegruppe, denn sie zählt in Belgien 20 000, in Holland 6000, in Deutschland 1900 und in Frankreich 1400 Leute, der Rest der Diamantarbeiterschaft verteilt sich auf England, Amerika, die Schweiz und Südafrika. Die Zahl dieser Arbeitergruppe wird jedoch weit übertroffen durch die Hochwertigkeit ihrer Industrie oder deren Erzeugnisse.

Die Diamantarbeiter sind im allgemeinen sehr gut organisiert. Ihre Lohn- und Arbeitsverhältnisse wurden schon lange vor dem Kriege tariflich geregelt. Die Arbeitszeit beträgt in Belgien 44, in Holland 46, in Frankreich 48 und in Deutschland 46 und 48 Stunden. Eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit muß unter allen Umständen angestrebt werden, denn die Zahl der in der Industrie beschäftigten Arbeiter hat sich in den letzten Jahren, insbesondere in der schwer kontrollierbaren Heimindustrie, stärker vermehrt wie die Absatzmöglichkeit.

Neuerdings versucht die Regierung von Südafrika durch die Gewährung einer Reihe von besonderen Konzessionen an einzelne Diamantschleiferfirmen eine eigene Diamantindustrie ins Leben zu rufen. Diese Absicht, die insbesondere durch eine Lehrlingszuchterei im großen erreicht werden soll, könnte der europäischen Diamantindustrie und ihrer Arbeiterschaft gefährlich werden. Bis jetzt haben es aber alle nach Südafrika übersiedelten Arbeiter auf Grund der Weisung des Weltverbandes abgelehnt, Diamantarbeiterlehrlinge anzunehmen. Wenn diese Kollegen auch weiterhin der Weisung ihrer Organisation folgen, dürfte es bei dem Versuch der südafrikanischen Regierung sein Bewenden haben, zumal für Südafrika ganz andere berufliche und wirtschaftliche Verhältnisse in Frage kommen.

Die Massenfunde von Alluvial-Diamanten in Südafrika hatten im vorigen Jahre den Diamantmarkt stark beunruhigt.

Nachdem aber die südafrikanische Regierung, gezwungen durch den Preissturz von Rohsteinen, ein Gesetz zur Einschränkung der Produktion angenommen hat und es dem Londoner Diamant-Syndikat möglich war, auch die Alluvial-Diamantförderung in die Hände zu bekommen, konnte das Syndikat infolge seiner ungeheuren finanziellen Mittel wieder dazu übergehen, den Verkauf der Rohsteine dem Bedarf anzupassen, so daß die Krise behoben wurde. Die Preise gingen wieder in die Höhe. Nur dadurch war es möglich, das Vertrauen der zahlungsfähigen Käuferschicht zu erhalten, die in allen Ländern einen Teil ihres übrigen Geldes in dieser konzentrierten Form anlegen. Als Hauptkäufer für geschliffene Diamanten kommt eigentlich nur Amerika in Frage, denn das durch den Krieg mitgenommene Europa kann nur einen Bruchteil der früheren Einkäufe machen.

Die deutschen und französischen Arbeiter können ihre Arbeitsverhältnisse nicht nach Belieben regeln. Sie sind abhängig von den großen Mittelpunkten der Diamantenindustrie, insbesondere von Belgien. Die deutschen Unternehmer kommen nur als Zwischenmeister in Frage, die über keine eigenen Rohstoffe verfügen.

Der Weltverband für Diamantarbeiter hat es sich zur Hauptaufgabe gemacht, durch internationale Zusammenarbeiten an allen in Betracht kommenden Stellen die Sache der organisierten Berufskollegen zu fördern. Ganz besonders werden die kleinen Mittelpunkte der Industrie in jeder Form unterstützt.

Im Augenblick kriselt es mal wieder in der Diamantindustrie. Modelaunen bevorzugen zurzeit Steine in Fantasieform, so daß viele Brillantschleifer arbeitslos sind. Der jetzige internationale Kongress wird sich auch mit dieser Frage beschäftigen, vor allen Dingen aber wird er Mittel und Wege zu suchen haben, wie die Lehrlingszuchterei und die für diesen Beruf so gefährliche Heimarbeit einzudämmen ist. Auch die südafrikanische Frage wird eingehend beraten werden müssen. Wenn die in einiger Ländern noch fernstehenden Kollegen den Weg zur Organisation finden, dann müßte es dem internationalen Zusammenwirken gelingen, für die Diamantarbeiter die Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu schaffen, die sie als ausgesprochene Luxusindustriearbeiter mit Fug und Recht beanspruchen können.

Wir wünschen daher der Tagung der Diamant-Internationale den besten Erfolg und hoffen, daß es den Vertretern im schönen Stuttgart gefallen wird. Karl Schott.

Sowjetrußland

Die Gewerkschaften unterstehen der Partei

Aus Anlaß des Niedergangs der Arbeiterdisziplin bestehen zwischen den Stellen der Wirtschaftsführung und den Gewerkschaften bereits seit geraumer Zeit große Mißbilligkeiten und Streitigkeiten. Während die Wirtschaftsstellen den Gewerkschaften den Vorwurf machten, daß sie ihren Einfluß bei der Arbeiterschaft längst nicht in ausreichendem Maße im Sinne einer Steigerung der Arbeitsergiebigkeit geltend machen und nur einseitig die wirtschaftlichen Belange der Arbeiterschaft vertreten, wiesen die Gewerkschaften immer wieder mit Nachdruck darauf hin, daß es vor allem die Fehler und Mißgriffe der Wirtschaftsstellen aller Stufen seien, die den Rückgang der industriellen Produktion veranlaßt hätten. Die Presse brachte über diesen Streit nur gelegentliche Äußerungen. Nunmehr ist diese Auseinandersetzung zu einem gewissen Abschluß gekommen, und zwar haben die Gewerkschaftsspitzen sich verpflichtet, auf die Arbeiterschaft einen scharfen Druck auszuüben. Auf diesen Ausgang der Auseinandersetzung deutet ein Leitartikel der Torgowo-Promyschlennaja Gaseta (Nr. 125), des Blattes des Obersten Volkswirtschaftsrats, hin, in dem es heißt:

„Die Krise in der Führung der Gewerkschaften hat einen besonders scharfen Ausdruck darin gefunden, daß die Gewerkschaften sich nicht in stande erwiesen haben, die Bestrebungen des Proletariats nach Steigerung der industriellen Produktion zusammenzufassen und sich leitend an die Spitze des sozialistischen Wettbewerbs zu stellen. Hiermit hat die Gewerkschaftsführung gezeigt, daß sie den Arbeitermassen in erheblichem Maße entfremdet ist, was u. a. auch dazu geführt hat, daß sie sich lange Zeit geweigert hat, die Frage einer Gesundung der Arbeitsdisziplin überhaupt zur Erörterung zu stellen...“

Vor ganz kurzer Zeit waren die leitenden Gewerkschaftsstellen noch geneigt, aus der Zahl ihrer Aufgaben den Kampf für die Arbeitsdisziplin überhaupt zu streichen. Sie vertraten die Meinung, daß das Sache der Wirtschaftsstellen sei — und die Tarifverhandlungen wurden von ihnen lediglich als ein Mittel aufgefaßt, um bei der Wirtschaftsführung möglichst große Konzessionen durchzusetzen und möglichst geringe Verpflichtungen auf sich zu nehmen. Nunmehr hat sich das Bild verändert und wir sind wohl im Recht, zu sagen, daß diese Veränderung nicht zeitweiliger, sondern grundlegender Natur ist. Die Tarifverhandlungen sind von dem Plenum des Zentralrats der Gewerkschaften als eine allgemein politische Angelegenheit anerkannt worden. Desgleichen ist die Heranziehung der Massen zur Verwirklichung des Wirtschaftsplanes, ihre politische Erziehung, die Hebung der Arbeitsergiebigkeit und Arbeitsdisziplin als grundlegende Aufgaben anerkannt und auf die gleiche Stufe gestellt mit dem Kampf für die Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der arbeitenden Klasse.

Damit wird von Grund auf ein Zustand beseitigt, der darin bestand, daß die Gewerkschaftsleitung die Führung über die arbeitenden Massen eingebüßt hatte und außerdem zu der Partei in Opposition getreten war. Letzteres kam u. a. darin zum Ausdruck, daß behauptet wurde, die Partei erstrebe eine Bevorzugung der Gewerkschaften, worin eine trotzkistische Einstellung den Gewerkschaften gegenüber erblickt wurde, und schließlich auch darin, daß Protest erhoben wurde gegen eine Kontrolle der Partei über die Gewerkschaften.

Die Torgowo-Promyschlennaja Gaseta ist das Blatt des Obersten Volkswirtschaftsrats und diesen Ausführungen ist daher große Bedeutung beizumessen. Aus ihnen ist zu entnehmen, daß die Gewerkschaftsführung sich bereit erklärt hat, die wirtschaftlichen Belange, also vor allem die Lohnforderung der Arbeiterschaft, wirtschaftlichen und politischen Erwägungen unterzuordnen und sich in ihrer ganzen Gewerkschaftsarbeit den Ansichten und Zielen der Obersten Staatsorgane anzupassen.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß das Präsidium des Zentralrats der Gewerkschaften neuerdings eine vollständige Umgestaltung erfahren hat. Der bisherige Vor-

sitzende Tomski ein Anhänger der Rechtsopposition, ist als Vorsitzender und als Mitglied des Präsidiums seiner Funktionen enthoben, und eine ganze Reihe von anderen Personen ist ebenfalls aus dem Präsidium beseitigt worden. Beim Präsidium des Zentralrats ist ein Sekretariat, bestehend aus 5 Personen, gebildet worden, an dessen Spitze als erster Sekretär Daga-dow steht. Diesem Sekretariat sind offenbar alle entscheidenden Funktionen des Präsidiums übertragen worden. Selbständige Funktionen wird das Sekretariat aber offenbar nicht ausüben haben, sondern in vollständiger Abhängigkeit von den leitenden Stellen der Partei stehen. Mit dieser Politisierung der Gewerkschaften ist der Streit über die Stellung der Gewerkschaften im Sowjetstaat endgültig im Sinne Trotzki entschieden worden. Trotzki vertrat die Meinung, daß in einem proletarischen Staat die Gewerkschaften lediglich Staatsorgane sind, während Lenin darauf bestanden hat, daß die Gewerkschaften als Organe zum Schutze der Arbeiterinteressen im engeren Sinne erhalten bleiben, weil sich mit der Zeit ein Zustand ergeben könne, bei der die Gleichstellung Arbeiterschaft—Staat nicht in vollem Umfange mehr zutrifft.

Die schweizerischen Metallarbeiter regen sich

P. B. Nachdem in der schweizerischen Metall- und Maschinenindustrie die Ferien- und Arbeitszeitbewegung erfolgreich beendet werden konnte (es wurde hierüber hier schon berichtet), haben nun die Zentralheizungsleute eine für die ganze Schweiz bedeutsame Bewegung abgeschlossen. Es handelt sich um einen Landesarbeitsvertrag zwischen dem Metallverband und dem Verein der Zentralheizungsindustriellen. Die Heizungsleute in der Schweiz gehörten immer zu derjenigen Arbeitergruppe, die nebst einigen Berufen der Uhrenbranche zu den günstigsten Arbeitsbedingungen gekommen war. Dies natürlich dank der guten gewerkschaftlichen Organisation. Die Bewegung hatte ihren Ursprung in der Revision der örtlichen Arbeitsordnungen, wobei von der Arbeiterschaft eine Verbesserung des Zulage- und Lohnwesens verlangt wurde. Da diese Bewegungen zu gleicher Zeit für fast alle Städte der Schweiz in Fluß kamen und Verhandlungen von Verband zu Verband notwendig machten, wurde die Frage eines Landesvertrages besonders nahegerückt. Hier einen Überblick über die Hauptpunkte des soeben abgeschlossenen Vertrages.

Die Arbeitszeit ist auf 48 Stunden die Woche festgesetzt. Die Entlohnung ist je nach Ort (teure oder weniger teure Lebensverhältnisse) verschieden. Sodann wird auch unterschieden zwischen den einzelnen Monteurguppen. Es gibt Monteure A, die jede Anlage sowie alle anderen in das Fach einschlägigen Arbeiten selbständig leiten und nach Plan ausführen können. Die Monteure der Gruppe B sind solche Arbeiter, die durch ihre Praxis als Hilfsmonteure die Eigenschaften eines Monteurs erworben haben, jedoch hinsichtlich ihrer Leistungen noch nicht in die Kategorie A vorrücken können. In der Gruppe C sind die Hilfsmonteure, die eine Lehrzeit in der Metallbranche durchgemacht haben. Alle nicht unter vorgenannte Gruppen fallenden Arbeiter, die das 18. Altersjahr zurückgelegt haben, werden als Handlanger angesehen und stehen in der Gruppe D.

Für alle diese Gruppen sind Einstellungsgehälter vereinbart worden, die folgende Mindestsätze aufweisen: a) für die Städte Basel, Bern, Zürich: Monteure A 1,90 Fr., Monteure B 1,75 Fr., Monteure C 1,55 Fr., Handlanger 1,30 Fr.; b) für die mittleren Städte: Monteure A 1,70 Fr., Monteure B 1,50 Fr., Hilfsmonteure 1,30 Fr., Handlanger 1,10 Fr.; c) für die übrigen Orte ist der Lohn je nach den drei Gruppen abgestuft von 1,50 bis 1 Fr. Die Löhne bleiben solange in Kraft, als sich die Kosten der Lebenshaltung nicht um mehr als 5 vH verändern, gemessen am Index des

Schweizerischen Arbeitsamtes vom 1. Juli 1929. Werden die 5 vH überschritten; erfolgt eine Revision im Sinne einer entsprechenden Erhöhung oder Herabsetzung.

Die Überzeit wird mit 25 vH Zuschlag, Nachtarbeit mit 50 vH und Sonntagsarbeit mit 100 vH vergütet. Wird bei der Nachtarbeit die Mitternachtstunde überschritten, so wird eine Nachtzulage von 3 Fr. entrichtet, sofern die Nachtverpflegung nicht vom Bauherrn geleistet wird. Verbessert wurden auch die Zulagen und Reisevergütungen bei auswärtigen Arbeiten. Die Ferienbestimmungen stehen nun gleich wie in der Metall- und Maschinenindustrie an der Spitze aller Arbeitergruppen. Es werden bezahlte Ferien gewährt: 3 Tage nach Vollendung des zweiten Dienstjahres bis zur Vollendung des vierten Dienstjahres; vom fünften bis zum neunten Dienstjahr 6 Tage; vom zehnten bis zum vierzehnten Dienstjahr 9 Tage; nach Vollendung des fünfzehnten Dienstjahres und die folgenden Jahre 12 Tage.

Der Vertrag tritt am 1. Juli 1929 in Kraft und dauert bis zum 30. Juni 1934. Als Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des Vertrages hinterlegen beide Parteien je 20 000 Fr. Die Übergangsbestimmungen verbürgen jedem Arbeiter eine Lohnhöhung bis zu 10 Cts., die mit Inkrafttreten des Vertrages erfolgt, sofern die oben stipulierten Einstellungsgehälter nicht schon eine solche Lohn-erhöhung veranlassen.

Soweit der Kern dieses Vertrages. Der Abschluß beweist, daß sich der Vertragsgedanke auch in der Schweiz ausbreitet. Gewiß lassen sich mit Landesverträgen keine Spitzenleistungen erreichen, weil eben infolge der Verschiedenartigkeit der örtlichen Verhältnisse Durchschnittsergebnisse in Kauf genommen werden müssen. Dadurch werden aber die rückständigen Plätze wieder aufgeholt, was ebenso wichtig ist, wie wenn eine privilegierte Arbeiterkategorie für sich einen Vorstoß macht. Auch bei dieser Bewegung kommt erneut zum Ausdruck, daß nur gut organisierte Gruppen vorwärts kommen.

Löhne in der amerikanischen Automobilindustrie

Das Arbeitsstatistische Amt in Washington gibt in der Mainnummer seiner Labor Review die Ergebnisse einer Erhebung der Löhne und Arbeitsstunden in der nordamerikanischen Kraftwagenindustrie vom Jahre 1928 bekannt. Die Erhebung umfaßte 153 962 Lohnarbeiter (einschließlich 4134 Frauen), die bei 94 maßgebenden Firmen für Personen- und Kraftwagen und Zubehörsteile in 8 Staaten beschäftigt sind. Die Zahl der erfaßten Leute macht 37,4 vH der gesamten Arbeiter der Industrie (nach der Gewerbezahlung von 1925) aus. Da eine gleiche Erhebung im Jahre 1925 gemacht wurde, läßt sich sehen, wie sich Löhne und Arbeitszeit von 1925 bis 1928 geändert haben.

Ein Vergleich der Arbeitsstunden zeigt, daß von 1925 bis 1928 die durchschnittliche Vollarbeitszeit von 50,3 auf 49,4 Stunden die Woche gesunken und daß der durchschnittliche Verdienst für die volle Arbeitswoche von 36,37 auf 37,05 Dollar gestiegen ist; der durchschnittliche Stundenlohn hat sich in der genannten Zeit von 72,3 auf 75 Cents oder um 3,7 vH erhöht. Die folgende Tafel zeigt für einige der wichtigsten Gruppen der Automobilindustrie die wöchentliche volle Arbeitszeit und die durchschnittliche Verdienste je Woche und Stunde im Jahre 1928. Bei der Beurteilung der Zahlenwerte sollte nicht außer acht gelassen werden, daß es sich meist um ungelernte oder angelernte Leute handelt, da ja dank der großen Arbeitsteilung in der amerikanischen Automobilindustrie die gelernten Leute sehr viel weniger zahlreich sind als in einem andern Lande.

Berufsgruppe	Wöchentliche Vollarbeitsstunden		Durchschnittsverdienst pro Stunde		Durchschnittlicher Vollverdienst pro Woche	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Rahmenzusammensetzer	50,4	49,8	0,799	0,419	40,27	20,87
Zusammensetz., Chassis	49,0	49,8	0,758	0,529	37,14	26,34
Motorenzusammensetzer	50,1	50,4	0,762	0,460	38,18	23,18
Bohrmaschinenisten	49,6	50,5	0,734	0,466	36,41	23,03
Schleifer	48,8	50,3	0,792	0,457	38,65	22,99
Inspektoren	49,4	50,7	0,723	0,390	35,72	19,77
Dreher	49,0	—	0,789	—	38,66	—
Anstreicher u. Lackierer	50,0	49,5	1,115	0,588	55,75	29,28
Fräser	49,5	—	0,764	—	37,82	—
Maschinennäher	42,4	51,0	0,833	0,513	35,32	26,16
Werkzeugmacher	48,8	—	0,919	—	44,85	—
Tagelöhner	49,4	49,5	0,589	0,465	29,10	23,02
Alle Berufe (einschließlich von hier nicht angeführten)	49,4	50,3	0,756	0,487	37,35	24,50

Der polnische Gewerkschaftskongress

Der dem Internationalen Gewerkschaftsbund angeschlossene Polnische Gewerkschaftsbund feierte auf dem diesjährigen ordentlichen Kongress sein zehnjähriges Bestehen. „Wenn man“, so schreibt Viktor Kalinowski in der Gewerkschafts-Zeitung, „die ungeheuren Schwierigkeiten des verflorbenen Jahrzehnts in Betracht zieht, so darf man sagen, daß sich der Kampf gelohnt hat. Zwar können die polnischen Gewerkschaften nicht mit Millionen zahlen aufwarten, denn die Industrie ist noch wenig entwickelt, im Handwerk und Kleinbetrieb herrschen noch patriarchalische Zustände, auf dem Lande sind die Mächte der Finsternis noch fast allmächtig und die große Masse der ungelerten und Gelegenheitsarbeiter ist noch dermaßen rückständig, daß sie für eine Reihe von Jahren als organisationsfähig kaum betrachtet werden kann. Aber was unter den gegebenen Verhältnissen erreicht wurde, ist anerkennenswert.“

Dies kann man schon aus den Mitgliederzahlen ersehen, die von 222 615 im Jahre 1925 auf 272 317 im Jahre 1928 gestiegen sind. Berücksichtigt man den kürzlich der Landeszentrale beigetretenen Verband des Lokomotivpersonals, so kann man sagen, daß der Polnische Gewerkschaftsbund zurzeit nahezu 300 000 vollzählende Mitglieder umfaßt. Dazu kommt noch eine große Zahl von Mitgliedern, die wegen Arbeitslosigkeit und schlechter Wirtschaftslage ihre Beiträge nicht bezahlen können.

Bei den Verhandlungen des Kongresses erforderte einen breiten Raum die Wählerarbeit der Kommunisten und einiger faschistischer Gruppen. Es wurde allgemein betont, daß der Einfluß der Kommunisten in den Gewerkschaften schon beschränkt sei und daß auch die völlig bedeutungslosen faschistischen Verbände wahrscheinlich bald ihre Segel streichen müssen. Der Kongress befaßte sich im übrigen mit zahlreichen gewerkschaftlichen und sozialpolitischen Fragen und nahm auf diesen Gebieten wichtige Beschlüsse an (Achtstundentag, Einberufung der Arbeiter bei der Arbeitsinspektion, Veremeitlichung des Sozialversicherungswesens, Protest gegen die Zurückziehung des Alters- und Invaliditätsgesetzes, Ausbeutung der Frauen und Kinder usw.).

